Bor.
329
Z/1

Bor. 329 z (1

10 18, 2
1

60

Briefe

eines

alten Preussischen Officiers,

verschiedene

Characterzüge

Friedrichs des Einzigen

betreffend.

[Verf.: Kaltenborn, Rudolph Wilh. v.]

Mit Rücksicht auf das Zimmermannsche Werk
über eben diesen Gegenstand.

[1.]

[Braunschweig]
Hohenzollern 1790.

Yd 56/104

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Erster Brief.

Sie sind sehr gütig, liebster Freund, daß Sie in ihrem letzten Schreiben äußern, Sie wünschten einige Bemerkungen von mir über den großen Friedrich zu lesen. Wer sollte es wohl wagen, noch etwas zum Lobe dieses in allem Betracht so einzigen Sterblichen zu sagen, nachdem Guibert alles Große, alles Erhabene, was sich von ihm sagen läßt, so meisterhaft, so unnachahmlich in seiner Lobrede vorgetragen hat. Lange hat mich nichts mehr gedemüthigt, als daß ein Ausländer den deutschen Gelehrten den Ruhm: Friedrichs Lobredner zu werden, entreissen mußte; denn sie werden doch gewiß auch eingestehen, daß alles, was zeither noch über diesen Gegenstand aus deutschen Federn floß, sich zu dem, was der vortrefliche Guibert schrieb, kaum so verhält, wie der jüngste deutsche Wein zum besten Tokayer. Lag es an gutem Willen? Wollte kein Deutscher sich an diesen erhabenen Gegenstand wagen? War unsere Sprache zu arm, so viel Schönes in einer solchen zusammengedrängten

Kürze hervorzubringen? Kannte kein deutscher Gelehrter den Mann so ganz, wie jener Fremdling? Oder aus welchem andern Grunde geschah es, daß man einen Franzosen auftreten ließ, um dem Manne, der unter uns lebte, der unser Stolz und unsere Zierde war, die einzige Lobrede zu halten, die ihm gehalten wurde? Gewiß dieser Franzose hat dadurch über die deutsche gelehrte Welt, einen eben so entscheidenden, ihr ewig Schande machenden Sieg errungen, als Friedrich bei Roßbach über das gallische Heer erfocht. Wer sollte dreist, oder gar unverschämt genug seyn, eine noch mehr bis zum Lächerlichen, genaue Lebens- und Sittenbeschreibung des großen Königs machen zu wollen, als sie uns Herr Büsching geliefert hat; dem es auch nicht unwürdig schien, der Nachwelt bekannt zu machen, wie oft sich Friedrich die Nägel abschnitt? Und wen sollte nicht beinahe anfangen zu ekeln, noch etwas über diesen Gegenstand zu hören, wenn man alles das gelesen hat, was der edle Ritter Zimmermann in seinen poßirlichen Fragmenten darüber erzählt? Da Sie indessen von mir weder eine Lobrede, noch ein Tagebuch von dem 73jährigen Leben des Königs verlangen, sondern nur über eins und das andere meine Gedanken zu hören wünschen, so will ich Ihre Bitte erfüllen.

Sie fragen mich, was man sowohl während, als auch gleich nach dem siebenjährigen Kriege in Sachsen vom König dachte? Ich kann Ihnen hierauf nichts anders antworten, als: man bewunderte

ihn;

ihn; man klagte über die Härte, mit der er, besonders in den letzten Jahren des Kriegs, das Land drückte; aber mit thränenden Augen sagte man beinahe einstimmig: er ist doch der größte König; und sieben Achttheile der Einwohner hätten sich für ihn zerreissen lassen, noch damals, als sie in dem Winter von 1762 zu 1763 durch den damaligen Obersten von Anhalt, dem der König das Beitreiben der Contributionen übergeben hatte, unmenschlich behandelt wurden. Man sah an ihm nur immer den Held, den Sieger, den Weisen, aber fast nie den grausamen, den partheiischen, den gewöhnlichen Mann. Man liebte ihn in Sachsen so enthusiastisch, daß man es sich mit Lächeln erzählte, daß er im Winter von 56 bis 57, wo er in Leipzig im Quartier lag, diejenigen Wachslichter, die er sich in ungeheurer Menge von der Stadt liefern ließ, und also nicht zu seinem Gebrauch verwenden konnte, sorgfältig einpacken und nach Berlin gehen ließ, um auf diese Art an den Hofhaltungen seiner Mutter und Gemahlin auch das Licht zu sparen. Den ganz in Bewundrung versunkenen Sachsen, entfuhr darüber kaum hier und da ein witziger Einfall. Wie ganz anders würde man geschrien haben, wenn ein anderer Mensch als gerade der große Friedrich das Eroberungsrecht so weit hätte ausdehnen wollen!

Man verschwieg sogar die Dinge, die einen unangenehmen Schatten über das in lauter schönem Lichte glänzende Bild hätten verbreiten müssen. Stellen Sie sich vor, daß ich erst neun Jahre nach

dem Hubertsburger Frieden folgende Anekdote erfuhr.

Der König lag Anno 57, während seines Marsches aus dem Winterquartiere nach Schlesien, auf dem Gräfl. Brühlischen Gute Krogwitz, mit seinem ersten Bataillon Garde auf dem Schloß und den dasigen Wirthschafts-Gebäuden. Nachdem er und sein Bataillon sich 24 Stunden lang daselbst recht wohl befunden hatten, riß ihn sein allerdings gerechter Haß gegen den Besitzer des Guts so hin, daß Friedrich beim Herausgehen aus dem Zimmer, mit eigener Hand, eine auf einem Tisch stehende Singuhr zerschlug. Er stieg zu Pferde, fand das Bataillon schon im Gewehr und kommandirte an dasselbe: das Gewehr ab. Darauf sagte er; „allons, Bursche, gehet hinauf in das Schloß und räumt auf. In dem Zimmer, worin ich geschlafen habe, werdet ihr sehen, wie man es machen muß.“ Die Leute stürzten sich ins Schloß und zertrümmerten alles, was sie konnten. Nach Verlauf einer Stunde ließ der König Appel schlagen: die Leute kamen mit Stücken der abgerissenen Tapeten, mit ganzen Armen voll halb zerbrochenen Porzellains, und mit zerbrochenen Meubles bepackt wieder zusammen. Das Bataillon ward wieder gestellt, und eben wie abmarschirt werden sollte, sahe sich der König mit einer Art von Zufriedenheit um. Wie er bemerkte, daß die Fenster im Schloß noch ganz waren, sagte er halb lachend: „aber was Teufel, Bursche, was habt ihr gemacht? Man sieht ja gar nichts von eu-

rem Haushalt? Das Gewehr ab, marsch! Nun lief das erste Bataillon des Preussischen Heeres, das unter den Augen des großen Feldherrn selbst zum Muster der Ordnung und guten Disciplin gebildet wurde, gleich einer Rotte böser, ungezogener Straßenbuben wieder in das Schloß, in welchem, meiner Meinung nach, ein großer Theil von Friedrichs Ruhm begraben lag, und zerschmetterte alle Fenster. Der König lachte während dieser elenden Expedition; rief selbst wieder heran; sagte: nun ists gut, und marschirte mit seiner in diesem Augenblick zur Räuberbande herabgesunkenen Leibgarde ab. Ich hätte viel darum gegeben, wenn ich diesen schrecklichen Auftritt nie erfahren hätte: aber ich nähme keinen Preiß dafür, daß ich nicht gesehen hätte, mit was für edlem Unwillen, die Officiers, die bei demselben gegenwärtig gewesen waren, ihn zwölf Jahre nachher noch erzählten.

Reimen Sie, wenn sie können, dieses Verfahren mit jenem Gedanken zusammen, in welchem der König sich selbst sein Urtheil spricht, wenn er in einer Stelle seiner Oeuvres du Philosophe de Sans-Souci sagt:

Tout Général cruel qui pille et qui ravage;
Qui permet les excès, qui souffre le carnage;
Eut il même conquis les plus vastes terrains,
Voit ses plus beaux lauriers se flétrir dans ses mains,
La voix de l'Univers contre lui réunie
Oublient ses exploits, maudit sa tyrannie.

Dies war doch wahrhaftig mehr, als permettre les excès. Für heute genug. —

Zweiter Brief.

Sie haben ganz recht, lieber Freund, wenn Sie sagen, daß Sie nicht begreifen können, warum der König zwei so gute Generale und in mehr als einem Betracht große Männer, wie der Herzog Ferdinand von Braunschweig und der ältere Graf von Anhalt waren, aus seinem Dienste gleichsam vertrieben habe. Auch mir war das so lange ein unauflösliches Räthsel, bis ich, bei meinem beinahe zehnjährigen Aufenthalte in preußischen Landen, Gelegenheit hatte, den Gang der Dinge etwas mehr in der Nähe zu betrachten. Man hat fast allgemein das Vorurtheil gehabt, und Friedrich wußte es sehr geschickt zu unterhalten, daß sich dieser große König nie habe leiten lassen: und es sei bei und neben ihm die an andern Höfen so gewöhnliche Kabale ganz außer alle Thätigkeit gesetzt gewesen. Ich wollte aber wohl behaupten, daß viele, wo nicht alle Menschen, die in dem Dienst des Königs unverdienterweise unglücklich wurden, und deren gab es besonders in den letzten 10 Jahren seiner Regierung leider nicht wenige, ein Opfer eben dieser Kabale, und nicht seiner Laune waren. In den ersten Jahren seiner Regierung war die Königin Mutter, die bei einer Menge vortreflicher Eigenschaften, doch das im hohen Grade war, was der Franzose commère nennt, diejenige, die ihr oft

zu manchem übereilten Schritt verleitete. Sie war fast meist an den Neckereien schuld, durch welche der König den vortreflichen Feldmarschall Schwerin, zu seinem großen Nachtheil, von sich entfernte. Denn wäre dieser eben so tiefsehende Staatsmann, als große Feldherr bei dem Entwurf zum siebenjährigen Kriege zugegen gewesen, so wäre er vielleicht ganz unterblieben, oder Preussen hätte ihn gewiß mit günstigern Verbindungen eröfnet. Jene schlaue Frau, die die Verstellungskunst bei ihrem so ganz rauhen Gemahl in hohem Grade hatte erlernen müssen, kannte ihren Sohn zu gut, als daß sie ihn nicht bei seiner schwachen Seite anzugreifen gewußt hätte. Wenn sie daher Jemanden schaden wollte, so brauchte sie sich nur für ihn zu interessiren; oder, wenn der König Jemanden, den sie stürzen wollte, seine Ungnade bezeigte, für ihn zu bitten. Sie war es, die den ersten Samen der Zwietracht unter die königl. Brüder streuete, der nie aufgehört hat Früchte zu tragen, und den der General von Winterfeld in der Folge der Zeit noch so gut zu benutzen wußte, daß der Prinz von Preußen vor Gram und Schmerz in der Blüthe seiner Jahre dahinwelkte. Die Schwester des Königs, die Prinzessin Amalia, eine der schrecklichsten Frauen, die unser Jahrhundert gesehen hat, war, so lange sie lebte, die böseste und fleißigste Rathgeberin des Königs. So war sie z. B. gewiß mehr an dem Fall des Großkanzlers Fürst schuld, als Müller Arnold mit samt seiner Mühle. Die schändlichen Klatschereien des verstorbenen General-Lieutenant

der Kavallerie von Krokow, den man ja nicht mit seinem noch lebenden Bruder, dem alten, würdigen, in Pension stehenden General-Lieutenant von Krokow verwechseln muß, haben mehr als Einen verdienstvollen Officier um Ehre und Brod gebracht. Der General Anhalt, ein Mann, der das schwärzeste Herz mit dem größten militärischen Kopfe verband, bis ihm ein unglücklicher Sturz mit dem Pferde auch den verrückte, hat Jahrelang die Armee tyrannisch beherrscht. Er war es, der zuerst den Graf Anhalt vom König entfernte. Er allein brachte den König so weit, dem Grafen von Schwerin den größten Undank zu beweisen, nachdem dieser ihm während seines Aufenthalts in Petersburg bei Peter III. wesentlichere Dienste geleistet hatte, als drei gegen die Russen gewonnene Schlachten hätten thun können. Auch er war es allein, dem der König den Herzog Ferdinand aufopferte. Die Armee staunte, als sie sah, daß dieser aus Nichts zum Günstling heraufgestiegene Anhalt, den eben diese beiden Grafen, von Anhalt und von Schwerin, die damals, als er nach dem Tode des Prinzen Moritz von Dessau in die Suite des Königs kam, Flügel-Adjutanten waren, erst Französisch und ordentlich Schreiben lehrten, es wagen durfte, bei einer Revüe zu Magdeburg, dem Herzog Ferdinand auf die unschicklichste Art zu begegnen. Sie fühlte Abscheu, als er, seinen bäurischen Sitten gemäß, des Herzogs Stallmeister in eben den Tagen mit Schlägen drohete. Sie war tief gebeugt, als sie vernahm, daß der König dem Herzog, der

ihm mit edlem Stolz sagte, er oder Anhalt müßten den Dienst verlassen, antwortete: „seine Wahl sey schon getroffen, Anhalt sey unentbehrlich.“ Gewiß hätte der in allen seinen Unternehmungen so brütale Anhalt das alles doch nicht gewagt, wenn er nicht gewußt hätte, daß der König die Verdienste des Herzogs verkannte oder verkennen wollte. Der König hatte während des ganzen siebenjährigen Kriegs, alles das, was zwischen der alliirten und französischen Armee vorfiel, für nicht viel mehr als ein Kinderspiel gehalten; gerade so, wie er in seinem letzten Feldzuge 1778 alles das, was der Prinz Heinrich mit seiner Armee that, so wenig achtete, daß er an seinen Bruder, bei ihrer ersten Unterredung nach der Rückkehr in Potsdam, nur die einzige Frage that: „ob er sich in Dresden während seines dasigen Winterquartiers gut divertirt habe.“ Er konnte die Regimenter von seiner Armee, die bei der alliirten Armee gestanden hatten, von dem Augenblick an nicht mehr leiden. Vorzüglich konnte er einige Leute nicht ausstehen, die der Herzog Ferdinand zu Adjutanten brauchte. So würdigte er z. B. den Grafen Dohna, als ihm der die Nachricht von dem bei Minden erfochtenen Siege brachte, kaum einer Antwort; sondern gab sich vielmehr Mühe darüber zu scherzen. Alle diese Umstände zusammen hatten natürlich eine gewisse Kälte und Misverständniß zwischen dem König und dem Herzoge erregt, und diese wußte Anhalt so gut zu benutzen, daß er den großen Friedrich, so wie jeder andere König von einer Maitresse oder von ei-

einem Beichtvater geführt wurde, zu seinem Zweck vermochte.

Von dem Falle des zweiten großen Mannes, dessen Sie erwähnen, bin ich ein Augenzeuge gewesen. Nachdem der König Anno 72 zum erstenmal seit dem Frieden wieder in Preußen gewesen war, hörte er, nach seiner Rückkehr nach Potsdam, beinahe gar nicht auf, die Schönheit und die Ordnung, in der er das Graf Anhaltsche Regiment gefunden hatte, zu rühmen, und allen andern Regimentern seiner Armee zum Muster vorzustellen. Als er im Frühjahr 73 dem General von Lengefeld das zweite neue aufgerichtete Füselier-Regiment gab, sagte er ihm bei seiner Abfertigung: „ich bin überzeugt, mein lieber Lengefeld, daß er „alles Nöthige thun wird, um sein Regiment bald „in guten Stand zu setzen, wenn er aber glauben „wird, daß es bald was kann, dann gehe er einmal nach Bardenstein und sehe er Anhalt, da wird „er sehen, was ein gutes Regiment heißt.“

Fünf Jahre beinahe dauerte gleichsam in dem Kopfe des Königs der Streit zwischen Wahrheitsliebe und Neigung den Verläumdungen, mit denen man den Grafen Anhalt verfolgte, Gehör zu geben. Bei der Revüe bei Mockerau ohnweit Graudenz 1777 überwältigte leider die letztere die erstere ganz. Das Regiment, gewiß das schönste und beste exercirteste, was nach dem Regiment des Herzogs von Braunschweig je gewesen ist, kam in der

der herrlichsten Ordnung vor dem König an, dem man das elendeste Zeug von seinem Chef vorgeschwatzt hatte, welches der alles übersehende Friedrich auch glaubte, oder was noch schlimmer war, zu glauben vorgab. Bei seiner Herannäherung fing er an in einem fast niedrigen, weit unter seiner Würde liegenden Tone zu spotten. Man hatte ihm hinterbracht, der Graf habe den Leuten eiserne Haarzöpfe machen, Fischbein in die Westen nähen lassen und dergleichen elendes Zeug mehr. Er nannte es daher ein fremdes, ein französisches, ein petit maitre Regiment, sah den General gar nicht an, und lachte während der ganzen Zeit, daß das Regiment vorbeimarschirte, mit einem bittern, schon einem gewöhnlichen Könige gar nicht anständigen, einem Friedrich aber erniedrigenden Lächeln. Am ersten Revüetage that er alles Mögliche um das unglückliche Regiment in Unordnung zu bringen, aber vergebens; es blieb sich gleich und zwang den König, seine Zuflucht endlich zu einem Machtspruch zu nehmen. Da es sich nicht aus der Linie weder heraus drängen, noch von dem König herauspoltern ließ, so warf er es endlich heraus. Der General, der eine andere Brigade führte, wußte von diesem Vorfall, der ihn, da er den König so gut kannte, nicht würde befremdet haben, und da er seine Pflicht erfüllt zu haben überzeugt war, nicht würde erschreckt haben, kein Wort. Nach geendigtem Exercieren mußte er sich, wie es bei jeder Revüe gebräuchlich war, nebst den übrigen Generals in dem Zimmer des Königs einfinden.

Graf Anhalt erschien mit der ihm so ganz eigenen ruhigen Miene. Der König fing an, die Regimenter nach ihrer Anciennität eines nach dem andern zu beurtheilen (in meinem nächsten Briefe will ich Ihnen diese und alle bei einer preußischen Revüe gewöhnlichen Zeremonien näher beschreiben). Als er an das Anhaltsche Regiment kam, wendete er sich mit von Zorn entbranntem Gesicht gegen den Chef: Herr, was hat er mit dem Regiment gemacht? fuhr er ihn an. Graf Anhalt, der den König zu gut kannte, antwortete kein Wort. Nach einer kurzen, wirklich fürchterlichen Pause; aber Herr, (das Wörtchen aber war, wenn der König seine Rede damit anfing, ein untrügliches Zeichen von sehr übler Laune) was hat er mit dem Regiment gemacht. Anhalt schwieg noch; und nun fuhr der König mit einer Art von Wuth auf ihn loß: aber ins Teufels Namen, Herr, was hat er mit seinem Regiment gemacht? Nun wollte der General das Schauspiel schließen, und antwortete: Ihro Majestät ich habe meine Schuldigkeit gethan. Mit eben der Wuth wie vorher, sagte der König zum General Stutterheim, dem damaligen Inspecteur der ostpreußischen Infanterie: hört er wohl, Herr, er hat seine Schuldigkeit gethan; und sich wieder gegen Anhalt wendend: „schere sich „hinaus, er ist in Arrest.“ Hiermit war der Stab über den vortreflichen Mann gebrochen; ein im Dienst des Königs lahm geschossener Arm und Fuß belohnt; und dreißigjährige große und treugeleistete Dienste vergolten. Der Kommandeur des

des Regiments, der würdige Obrist von Lengefeld, wurde etwas minder gemishandelt, und befehligt nach Potsdam zu kommen, um dort Marschiren zu lernen. Im Herbst des nämlichen Jahres schickte der König den damaligen Obersten jetzigen General-Lieutenant Grafen Henkel von Donnersmark als Kommandeur in das Regiment, mit dem Auftrage: es wieder einem preußischen ähnlich zu machen. Graf Anhalt, den wahre Liebe für den König, und wirklicher Patriotismus noch fest an die preussische Armee fesselte, hatte dies alles mit Standhaftigkeit ertragen, die nur das Bewußtseyn, recht gethan zu haben, einflößen kann. Da er aber aus verschiedenen Briefen, die er nachher mit dem König wechselte, nur zu deutlich merkte, daß man ihn schlechterdings entfernen wollte, so nahm er noch vor Ablauf des Jahres den Abschied; und Preußen verlor an ihm einen General, wie es deren, damals wenigstens, gewiß nicht viel zu verlieren hatte. Hier haben Sie, lieber Freund, das, was ich von den beiden Vorfällen, über die Sie mich befragt haben, weiß.

Dritter Brief.

Ich versprach Ihnen, mein Freund, in meinem letzten Briefe, Sie mit dem, wie es bei einer preussischen Revüe vorzugehen pflegte, näher be-

kannt zu machen; ich will mich also heute dieses meines gethanen Versprechens entledigen. Es war gewiß ein hinreissender und zu mancher Betrachtung führender Anblick, wenn man ein Corps von 18 bis 20000 Mann sahe, das in der heiligsten Stille, und in der tiefsten Ehrfurcht sein Schicksal von einem einzigen Menschen erwartete. Eine Revüe zu Friedrichs Zeiten war ein für das ganze Land beinahe wichtiger Augenblick. Das Schicksal ganzer Familien hing oft davon ab, die äußersten Wünsche stiegen von Frauen, Müttern, Kindern und Freunden in diesen dreien fürchterlichen Tagen mit Inbrunst zum Himmel: daß ihre Männer, Väter, Söhne und Freunde, nicht, wie es nur zu oft der Fall war, während denselben unglücklich werden möchten. Hier wog der König gleichsam die Verdienste seiner Officiere, und theilte, nachdem er sie leicht oder schwer befand, Lob oder Tadel, Verweise oder Gnadenbezeugungen, und oft, nur zu oft harte, und eine ganze Lebenszeit durch fühlbare Strafen aus. Ein einziger unglücklicher Augenblick brachte oft den bravesten Officier um das in Krieg und Frieden sauer erworbene Brodt, um Ruf und Ehre, wenigstens in den Augen der meisten Menschen, die nur immer jede Sache nach dem Ausgange beurtheilen. Je höher man gestiegen war, desto leichter und tiefer konnte man bei einer unglücklichen Revüe fallen. Die Chefs und Commandeurs der Regimenter standen jedesmal in Gefahr weggejagt zu werden. Zuweilen traf das unglückliche Loos wohl

auch

auch einen Capitain oder Subaltern-Officier, dessen Namen entweder der König nicht leiden konnte, oder gegen dessen Verwandten er etwas hatte. Gleich nach dem siebenjährigen Kriege war der König darin besonders grausam, daß er manchen würdigen Officier, der während aller sieben Feldzüge mit Ehre gedient hatte, aber nicht von Adel war, oder den er wenigstens nicht dafür erkennen wollte, wegschickte, oder höchstens, was nicht viel besser war, zu einem Garnison-Regiment setzte. Bogenlange Listen ließen sich schreiben, wenn man ein Verzeichniß aller der unglücklichen Officiers verfertigen könnte und wollte, die auf diese Art, oder durch ein einziges ihnen nachtheiliges und weiter gar nicht geprüftes Wort der Inspecteurs, aus der Armee gestoßen wurden. Das Schrecklichste bei diesem so viel entscheidenden militairischen Drama war, daß der König die Revüe allemal schon bei sich gehalten hatte, ehe er einen Mann von den Truppen sah. Das Schicksal eines jeden Regiments war schon in dem Augenblick, in welchem er sich zu Potsdam in den Wagen setzte, fest bestimmt. Zufällige Umstände; ein kleiner Angriff vom Podagra; eine üble Nachricht, die der König unterwegens von, Gott weiß was für einem mislungenen Projekt erhielt; Unzufriedenheit mit der Verwaltung der Provinz, in welcher Revüe gehalten werden sollte; ein jeder unglücklicher Exceß, der gegen die Regie vorgefallen war: das war alles hinreichend eine noch üblere Revüe, als sie schon beschlossen war, zu bewirken. Wie wäre es sonst mög-

lich gewesen, daß der wirklich wahre Kenner militärischer Verdienste, dies Jahr ein Regiment so gut finden konnte, daß er es allen übrigen zum Muster vorstellte; und das Jahr darauf, unter dem nämlichen Chef und Commandeur für das schlechteste seiner Armee erklärte? Dergleichen Varianten in dem königlichen Urtheile wären wirklich zuweilen lächerlich gewesen, wenn sie nicht meistentheils das Unglück eines oder des andern Officiers nach sich gezogen hätten. Bei der Revüe von 75 befahl er zum Beispiel in Preussen, daß von jedem Cavallerie-Regimente der Commandeur und ein Stabsofficier nach Schlesien zur Revüe kommen sollten, um da zu lernen, wie die Regimenter reiten und manöveriren müßten, und wenige Jahre darauf nahm er dem General Dalwigk die Inspection in Schlesien, weil die Cavallerie nichts konnte. Ein ander Jahr sagte er zum General Stutterheim: „Ach mein lieber Stutterheim, „wenn meine ganze Infanterie erst so weit wäre, „wie ich dies Jahr meine Pommerische gefunden „habe; dann wollte ich recht zufrieden seyn.“ Das folgende Jahr mußten die beiden alten ehrlichen Pommerischen Generale von Ploetz und von Billerbeck nach Berlin kommen, um dort reiten, und von dem General Ramin richten zu lernen. Wenn er nicht willens war, einen Chef oder einen Commandeur wegzuschaffen, so wechselten die Revüen meistens ab; auf eine übele, folgten zwei oder mehrere gute. Die Verfahrungsart war beinahe bei allen Inspectionen und in allen Provinzen eine

und dieselbe. An dem Tage, da der König ankam, mußte das ganze zur Revüe versammelte Corps früh, ungefähr zwischen 6 und 8 Uhr, bei dem König en Parade vorbeimarschiren. Hier sahe jedes Regiment, gleichsam wie in einem Zauberspiegel, sein Schicksal ganz untrüglich vorher. Grüßte der König den es anführenden Chef freundlich; redete ihn an; befahl ihm näher zu ihm zu kommen: so war man einer guten Revüe versichert. Wenn er auch beim Vorbeimarschiren hier und da schalt; etwas an einem Officier zu tadeln fand; und einen Unterofficier, der ihm bald zu alt, oder bald zu jung schien, zu degradiren befahl, so war doch kein groß Unglück zu besorgen. Wenn er aber dem Chef kaum oder gar nicht dankte, als wenn er ihn und das ganze Regiment gar nicht bemerkte, sondern schon immer mit dem Fernglas, welches er bei dergleichen Gelegenheit beständig brauchte, das folgende suchte: dann war gewiß alles verloren, und wäre jeder Reuter ein Seidlitz und jeder Musketir ein Saldern gewesen. Gleich nach der Einrückung ins Lager besahe er die Rekruten und die Junker des Regiments, dann wurden die Feld- und Lagerwachten ausgesetzt, die Parole ausgegeben: und für den Tag war das Schauspiel geschlossen. Den zweiten Tag rückte die Cavallerie mehrentheils um 5 Uhr aus und die Infanterie um 7 Uhr, so, daß sich beide begegneten, wenn jene wieder zurück kam. Es wurde an dem Tage nie etwas anders gemacht, als das in der preussischen Kriegskunstsprache sogenannte Schulmanöver. Das

heißt, die Cavallerie trabte, mit Zügen rechts abmarschirt, ins point de vue, und formirte, nachdem sie stark war, ein oder zwei Linien durch links Einschwenken, machte Regimenterweise eine Attake; marschirte wieder in Zügen rechts ab; formirte dicht vor dem König Escadrons, wo alsdann dieser die Remonte-Pferde besah; und so war das Cavallerie-Manöver geendigt. Kaum war der letzte Zug Cavallerie abmarschirt, so stand die Tete der Infanterie in Kolonnen, deren auch, nach Beschaffenheit der Stärke des Corps, zwei oder drei formirt waren, in Zügen rechts abmarschirt, parat. Es wurde in das point de vue marschirt, links eingeschwenkt, und die Linien in die gegebenen points de vue gerichtet. Eine Linie Cavallerie oder Infanterie zu richten, war gewiß etwas, worin der König nicht übertroffen werden konnte. Man wußte von allen den zeitverderbenden Spielereien, aus denen man jetzt in den meisten Diensten, die eine verunglückte Copie des preussischen sind, die Hauptsache macht, nichts; als z. B. bei dem Bataillon oder Regiment Cavallerie einen Adjutanten hinzustellen, an welchem es sich vorbeidrängen muß; erst die Officiers viertelstundenlang zu richten: dies alles geschahe nicht. Kaum ließ der König dem Brigadier Zeit an der Linie der Brigade herunter zu reiten, so kam er selbst gallopirt, richtete, und eine Fronte von 10 bis 12 Bataillons oder 4 bis 5000 Pferden stand in wenig Minuten, wie ein Lineal. Gleich darauf wurde mit Pelotons auf der Stelle, vor- und rückwärts chargirt: mit allen

Treffen

Treffen zugleich avancirt; dabei wieder mit Pelotons und Bataillons im Avanciren chargirt; gehalten, wieder gerichtet; rechts umkehrt gemacht, retirirt, durchgezogen; mit Pelotons im Retiriren chargirt, Front gemacht; die Glieder geöfnet, das Gewehr visitirt, die Pfanndeckel aufgemacht, und wieder vor dem König vorbei en Parade ab, und ins Lager marschirt. Auf diese Art war spätstens um 9 Uhr schon alles wieder an seinem Ort. Gleich darauf mußten, so wie ich Ihnen schon in meinem letztern sagte, alle Chefs der Regimenter, die Commandeurs jedes Bataillons, die Majors du jour, alle Adjutanten, und von jedem Bataillon ein Officier ins Hauptquartier kommen. Man konnte nicht schöner und lehrreicher sprechen, als es der König bei der Gelegenheit that, wenn er nicht üble Laune hatte. Da war es Wonne ihn gleichsam ein solches militairisches Collegium lesen zu hören. Er wußte genau, wer gefehlt hatte, woran der Fehler gelegen, und wie er hätte können und sollen verbessert werden. Seine Stimme war sanft und hinreissend; er sahe freundlich aus, und schien eher einen guten Rath als Befehle ertheilen zu wollen. So sagte er z. B. einsmals zum General Lossow, der Chef der schwarzen Husaren war: „seine Attake „wäre recht gut gegangen, wenn seine Leib-Escadron nicht vorgeprellt wäre. Die guten Kerls „wollten mir zeigen, wie sie reiten können. Das „weiß ich ja so wohl, und auch, daß er immer die „besten Pferde aus der ganzen Remonte zu seiner „Escadron nimmt: das wäre also gar nicht nöthig

„gewesen. Sage er seinen Leuten, sie möchten „das morgen nicht wieder thun; und er wird sehen, „daß es viel besser gehet: denn da wird alles besser „geschlossen bleiben, und der linke Flügel besser mit„kommen.“ Bei einem Regiment Infanterie hatte er ein andermal bemerkt, daß sich die Leute bei dem Patronen ergreifen zu lange aufgehalten hatten, und er sagte zum Commandeur: „Weiß „er wohl woher das kommt, mein lieber Oberster? „Sehe er einmal, die Kartusche in der Patrontasche „hat 32 Löcher; in diese steckt der Kerl, ohne sich „darum zu bekümmern, wie? seine acht Patronen „hinein: nun greift und greift der arme Teufel und „kann keine packen. Wenn nun die Officiers hübsch „darauf sähen, daß er sie alle in die Mitte zusam„mensteckte, so griff er nie fehl und das Laden gieng „noch einmal so geschwind. Sag' er nur seinen „Officiers, daß ich das bemerkt hätte, und sie wer„den es gewiß gerne thun.“ Zum Obersten Lehwald sagte er einmal mit lächelnder Miene: „mein lie„ber Lehwald, seine Brigade war heute immer nicht „gerichtet, und das kam daher, weil er immer den „Bereiter machen will und mehr darauf Achtung „giebt, ob sein Pferd rechts oder links anspringt, „als auf die Linie. Das thue er auf ein andermal „nicht: laß er sein Pferd gehen wie es will. Mein „Pferd ist auch oft falsch, aber daran kehr ich mich „nicht; ich sehe nur immer nach den points de vue, „nach welchen gerichtet werden muß.“ Alle diese Bemerkungen waren völlig gegründet. Eine ähnliche machte er einmal gegen den General Thadden,

dem er viel Schönes über sein Regiment sagte und hinzusetzte: „sein Regiment ist ganz vortreflich, „aber seine Officiers sind zu sehr in der Flucht und „verlieren darüber die Attention auf das, was sie „zu thun haben. Er sollte nur einmal sehen, wie „ich so freundlich mit meinen Officiers in Potsdam „bin, aber sie gehen auch zum Manöver, wie zum „Ball.“ War er aber unzufrieden, dann konnte er auch äußerst unhöflich seyn: doch muß ich's seinem Herzen zum Ruhme nachsagen; man sah ihm an, daß es ihm Ueberwindung kostete. Er lobte gern; höflich zu seyn war ihm natürlich, und gewiß niemand konnte es auf eine liebenswürdigere Art seyn, als er. Die Folgen seines Misfallens über ein Regiment waren sehr verschieden. Zuweilen blieb es bei einem derben Verweis, der sich dann mehrentheils mit den Worten endigte: „hört „er Monsieur; wenn er mir über das Jahr sein „Regiment nicht besser zeigt, so werden wir uns „garstig verzürnen.“ Das Wort Monsieur war überhaupt bei ihm, wenn er sich dessen deutschsprechend bediente, ein sicheres Zeichen seiner Ungnade. Leute von niedrigem Range wurden, bei einer ähnlichen Stimmung, mit dem Wort Schlingel beehrt. Zuweilen kamen noch über diese Ermahnungen einige Stabs-Officiers in Arrest. Kein Officier bekam das ganze Jahr hindurch Urlaub; er verbot, daß ihm, bis er es wieder befehlen würde, kein Avancement vom Regiment sollte vorgeschlagen werden; entstanden unter der Zeit Vacanzen, so bekam es Einschub. Es mußte 4 bis 6 Wochen

nachexerciren, oder es verlor den sogenannten Grenadiermarsch, oder es durfte während den zwei andern Revüetagen nicht mit in die Linie rücken, sondern mußte hinter dem Lager allein exerciren, oder er beschloß seine Rede gar mit den fürchterlichen Worten: „Herr, scher er sich zum Teufel!“ und befahl den nämlichen Tag noch bei der Ordre: der und der ist cassirt. Zuweilen nahm er noch sonderbarere, aller Ordnung des Dienstes zuwiderlaufende Verfahrungsarten vor. Er schickte z. B. im Jahr 72 die damaligen Lieutenants von Greiffenberg und Arnim, jenen zu dem Regiment des General-Lieutenant von Stutterheim, diesen zum Regiment von Thadden mit der Ordre, diese Regimenter zu exerciren und ihren Anzug in bessere Ordnung zu setzen. Bei dieser Gelegenheit machte der König noch einen besondern und gern möchte ich sagen, einen abgeschmackten Spaß. Er schickte nämlich durch denselben Lieutenant von Greiffenberg dem General-Lieutenant und Inspecteur von Stutterheim eine goldene Dose, mit Spaniol gefüllt. Sollte wohl jemand diesen Einfall witzig finden und das ganze Verfahren billigen können?

An den zwei andern Revüetagen war groß Manöver, und da war der König immer guter Laune. Er schien gleichsam froh zu seyn, das Unangenehme, was er zu sagen gehabt hatte, vom Herzen zu haben. Der König manövrirte mit ungemein vieler Leichtigkeit; er quälte die Leute nicht mit bogenlangen Dispositionen, man konnte sie fast

jeder-

jederzeit auf ein Kartenblatt schreiben. Er sahe bei solchen Gelegenheiten nie wie andere seiner jämmerlichen Nachahmer, auf Kleinigkeiten; er bemerkte kaum, ob ein Bataillon einmal zu früh oder zu spät feuerte, oder plackerte, wie man in der Kunstsprache zu sagen pflegt; ob es etwas zu weit vor- oder rückwärts aus der Linie kam: sondern er übersahe beständig nur das Ganze. Von dem Augenblick an, wo er seine Truppen manövriren ließ, behandelte er sie wie in der Stunde der Schlacht, und war zufrieden, wenn nur die Hauptsache gut ausgeführt wurde. Sein Hauptaugenmerk war, Ruhe und Stille zu erhalten; er konnte daher nicht leiden, daß viel beim Manövriren gesprochen wurde: er selbst sagte fast kein Wort. Er hielt an dem Ort, wo die Hauptentwickelung des Manövres erfolgen sollte, flog dahin, wo er eine Verwirrung entstehen sah, half sie mit der größten Ruhe, wenn es möglich war, wieder in Ordnung bringen, und sprach den Fehlenden selbst Muth ein. Mit der freundlichsten Art sagte er dann mehrentheils zu dem Officier: „übereile er sich nicht! Es wird schon „gehen, laß er den Leuten nur Zeit; so! so! Bursche; das ist gut: hierher gesehen; so ist es recht! u. s. w.“ Friedrich besaß noch eine Kunst. Er hatte überall, wo er manövriren wollte, terrain genug: er konnte 70 Escadrons Cavallerie mit dem besten Erfolg, und immer der Sache angemessen brauchen, da mancher andere General, der die ganze unter sich habende Cavallerie in einem mäßigen Reithause manövriren lassen könnte, immer bei

seinen Manövres kein terrain für sie zu finden weiß. Der König sahe es gern, wenn die Leute im Lager vergnügt waren; er litt daher durchaus nicht, daß sie unnöthigerweise gequält wurden: deshalb war es verboten, daß niemand aus den Zeltern kommen durfte, wenn er im Lager herum oder vor der Fronte vorbeiritt. Dicht bei seinem Hauptquartier standen mehrentheils Marketender Zelter, wo Tag und Nacht, Spiel, Musik und Lärm von aller Art war. Gleich nach der Tafel gieng er mehrentheils ganz allein da herum spazieren und freuete sich des frohen Getümmels; sagte auch wohl den andern Tag: „gestern sind meine Officiers recht lustig gewesen; das ist mir recht lieb; ich kann es gar nicht ausstehen, wenn sie böse aussehen.“ Möchte doch mancher Feldherr, der, wenn er den ganzen Tag sein Corps in Reihe und Glieder stehen sähe; und dem es leid thut, es nicht so weit bringen zu können, daß die Leute des Nachts nach Tempo schnarchen müssen, diesem lehrreichen Beispiele folgen. Mich deucht für heute, lieber Freund, sollen Sie genug haben, aber Sie wissen wohl, wenn vom Militair die Rede ist, da kannn ich fast eben so schön erzählen, als Doctor Zimmermann vom Löwenzahn. Leben sie wohl.

Vierter Brief.

Man hat wie Sie sehr richtig bemerken, oft und viel darüber gestritten; ob der König grausam gewesen sey oder nicht? Es kommt, um das zu entscheiden, nach meiner Meinung, auf den Begriff an, den man mit dem Wort, grausam, verbindet. Er liebte nicht, wie viele andere seiner Zeitgenossen, grausame Vergnügen; als parforçe Jagden, oder Thierhetzen; er sahe nicht einmal Luftspringer oder Seiltänzer, noch weniger ersann er, wie sein Nachbar Joseph, neue Martern für Uebelthäter. Der Anblick leidender Menschen war ihm unerträglich. Er eilte nach jeder Bataille, sobald es nur möglich war, von dem Schlachtfelde weg. Um nie in die Verlegenheit zu kommen, einen ihn traurigmachenden Anblick zu sehen, durfte nie in Potsdamm ein Soldat auf einem öffentlichen Platze Spießruthen laufen, sondern diese Executionen geschahen alle in dem Exercierhause. Er war äußerst schwer zu Unterzeichnung eines Todesurtheils zu bewegen; und um recht sicher zu gehen, daß nie ein Verbrecher gegen seinen Willen hingerichtet werden konnte: durfte der Scharfrichter nie sein Amt verwalten, ohne die eigenhändige Unterschrift des Königs unter dem Todesurtheil gesehen zu haben. Außerdem schrieb er jederzeit noch einen Brief an denjenigen, unter dessen Direktion der Inquisiti-

ons-

onsproceß war geführet worden. Das Leben eines Menschen schien ihm ein Heiligthum zu seyn. Seine übrige zeitliche Glückseligkeit, und der Verlust seiner Ehre kamen bei ihm in sehr geringen Anschlag. Es kostete ihm beinahe gar nichts, Jemanden, von dem er glaubte, er habe gefehlt, ohne alle Untersuchung wegzujagen. Er war unversöhnlich und strafte oft die Sünden der Väter bis ins zweite und dritte Glied. So haßte er zum Beispiel gewisse Familien seines Landes so, daß er nie einen dieses Namens, weder in die Ecole Militaire noch als Leib-Page zu sich nahm; und wenn ja einer in einem Regiment diente, so schafte er ihn gewiß, ehe sich es jemand vermuthete, wieder weg. Hätte er noch 50 Jahr gelebt, so hätte er den armen, so unglücklichen als unschuldigen Regimentern, die bei Maxen gefangen wurden, obgleich schon lange von jenem Stock nichts mehr übrig war, diesen Vorfall eben so wenig vergeben, als er denen zwei preußischen Regimentern, die bei Zorndorf, wenigstens seiner Meinung nach, ihre Schuldigkeit nicht gethan hatten, ihr Betragen vergessen konnte. Er hatte es oft selbst mit einer Art von Verdruß über sich gesagt: „mein Herz im Leibe wendet sich um, „wenn ich die verfluchte Montierung sehe.“ Noch im Jahr 75, also 18 Jahr nachher, sagte er auf der Revüe bei Mockerau, als einst diese Regimenter beim Retiriren in einige Unordnung kamen, zu ihrem Brigadier, dem General Bergkowsky, der sich bemühete sie wieder in Ordnung zu bringen: „o! laß er sie zum Teufel laufen! Sie laufen hier

„noch

„noch eben so, wie bei Zorndorf, vor den Russen.“ Bei der Revüe 1773 hatte er sich zwar öffentlich mit diesen Regimentern versöhnt und ihnen in Gegenwart des ganzen Corps versprochen: von heut an sollte alles vergessen und vergeben seyn, sie sollten nun wieder ihr Avancement bekommeu; (ganzer 18 Jahre lang hatten sie bei jeder sich ereigneten Vacanz Einschub gehabt) sie sollten, wenn sie noch Leute hätten, die den Krieg mitgemacht und sonst die erforderlichen Eigenschaften hätten, selbige nun wieder zu Unterofficiers machen können; er gab ihnen den Grenadiermarsch wieder: aber leider schon das Jahr darauf, war das königl. Versprechen wieder vergessen, und er behandelte sie nicht viel besser, wie vorher.

Er hatte eine ganz eigene und mir deucht nicht königliche Art zu strafen. Er schien nicht Entschlossenheit genug zu haben, diejenigen, die er für strafbar hielt, und die es mit unter auch wirklich waren, (wie zum Beispiel der General Zastrow, der Schweidnitz auf eine so ganz unverantwortliche Weise verlor) gesetzmäßig zu behandeln, sondern ich möchte wohl sagen: er biß sie lieber weg. Eben diesem General Zastrow schrieb er die höflichsten Briefe, die aller Welt bekannt sind; versagte ihm seine oft wiederholte Bitte, Kriegsrecht über ihn halten zu lassen; gab ihm sein Regiment wieder; begegnete ihm sehr freundschaftlich und quälte ihn über nichtsbedeutende Kleinigkeiten nachher doch so lange, bis er aus Verdruß den Abschied nehmen

mußte.

mußte. Eben so machte er es mit dem verdienstvollen General, Grafen von Dohna, dem der General Wedel, der gar nicht im Vergleich mit ihm konnte gesetzt werden, das Commando abnehmen mußte. Sogar seinen hofnungsvollen und liebenswürdigen Sohn, der Hauptmann und General-Adjutant bei seinem Vater war, vertrieb er auf ähnliche Art aus seinem Dienst. Ich bin überzeugt, daß der Name Dohna, der unter jene Unglücklichen gehört, die der König nicht leiden konnte, auch in viel spätern Zeiten, an dem Falle des redlichen Kammerdirectors Forhof Schuld war. Denn dieser thätige und so verdienstvolle Mann, war der letzte Regiments-Quartiermeister, und wie das im preußischen Dienst oft gebräuchlich ist, zugleich Secretair des General Dohna gewesen. Niemand wenigstens hat je auch nur den entferntesten Grund errathen können, warum der König diesen großen Kammeralisten, der ihm bei den ersten Einrichtungen in Westpreußen so wichtige Dienste geleistet hatte, auf einmal im Jahr 1776 seines Dienstes entsetzte. Auf ganz ähnliche Art zwang er den General, Prinzen von Hessen-Philippsthal, bei der Revüe im Jahr 80 seine Dienste zu verlassen, nachdem er zu wiederholtenmalen schriftlich und mündlich versichert hatte; daß ihm von seinem in Havelschwerdt gehabten Unfall, gar keine Schuld beigemessen werden könnte: auch war darüber in der ganzen Armee nur eine Stimme. Den braven Obersten von Schellemberg, der bei der nämlichen Affaire schwer verwundet worden war, und

der sich bei diesem Ueberfall nach dem einstimmigen Zeugniß des ganzen Regiments und selbst des östereichischen General von Wurmser ganz außerordentlich brav bezeigt hatte, cassirte er bei derselben Revüe, so wie die beiden andern Obersten des Regiments. Noch schrecklicher betrug sich der König gegen den General von Vasold, der auch das Unglück hatte, mit seinem Cürassier-Regiment bei Maxen gefangen zu werden. Er bekam sein Regiment nach dem Frieden wieder: auf der 2ten darauf folgenden Revüe bei Magdeburg war der König äusserst unzufrieden mit dem Regiment und sagte dem General die gröbsten Dinge. Demohngeachtet kam er, wie es gewöhnlich ist, (denn alle Generals aßen den ersten Revüetag, ohne weiter gebeten zu werden, beim König, zur Tafel: man saß schon am Tisch, die Suppe war schon herumgegeben: auf einmal blickt der König umher, sieht Vasolden und schreit ihm zu: „Herr was will er hier? „Für ihn ist kein Platz an meinem Tisch“. Der so ganz über alle Begriffe an seiner Ehre gekränkte Mann stehet auf, taumelt wie vom Schlage gerührt hinaus und schreibt an den König: „da er „nach einer solchen Begegnung ohnmöglich länger „dienen könnte, so bäte er um seinen Abschied, doch „müßte er Sr. Majestät zugleich melden, daß, wenn „sie ihm nicht gnädigst eine Pension aussetzten, er nach „sechs und dreißigjährigem Dienste betteln gehen „müßte, weil er nicht einen Groschen eigenes Vermögen und weiter nichts erworben hätte, als den „Orden Pour le merite.“ Der König befahl bei der

Ordre,

Ordre: der General Vasald hat den Abschied, und gab ihm das erste Jahr nicht einen Groschen, nachher aber 500 Thlr. Pension. Nun entscheiden Sie, ob der König grausam war oder nicht.

Ich sehe ihre Stirne sich wölken, und Ihr Auge trübe werden, um Sie nun wieder aufzuheitern, muß ich Ihnen noch etwas erzählen, was Ihnen zeigen wird, wie sonderbar und würklich lächerlich der König mit unter Recht sprach. Im Jahr 1758 blieb er auf einem Marsch in Schlesien weit hinter der Armee zurück, und begegnete endlich den Wagens, auf welchen Marode und Kranke lagen. Der Weg war schmal und ging bei einem kleinen Gebüsch vorbei. Auf einmal sahe der König aus diesem Gebüsch einen Soldaten vom Regiment Garde herauskommen; Der König jagt auf ihn zu, fuhr ihn an: „du bist ein Deserteur! und übergab ihn der Suite als Arrestant. Jedermann sahe, daß der Mensch kaum gehen konnte; er selbst versicherte: er sey durch ein natürliches Bedürfniß gedrungen, von den andern Kranken unbemerkt vom Wagen gestiegen, und in den Busch gegangen; dort wäre er ohnmächtig geworden, und hätte nun wollen dem Wagen nieder nachgehen; es sey ja augenscheinlich, daß er nicht habe desertiren wollen, da er aus dem Busch, wo er den König und die ganze Suite schon längst gesehen hätte, herauskäme. Alles dieses half nichts, der König blieb dabei, er sey ein Deserteur, und freuete sich seines Fanges. Kaum war er in das Lager gekommen,

so

so ließ er den Kommandeur des Regiments rufen; erzählte mit vieler Freude, heute habe er einmal selbst einen Deserteur wieder ertappt, und befahl: der Arrestant sollte sogleich verhört und sodann Kriegsrecht über ihn gehalten werden. Der vermeinte Deserteur wiederholte seine schon gethane Aussage und bewies die Wahrheit derselben mit Zeugen und allen erforderlichen Gründen. Das Kriegsrecht sprach ihn, wie natürlich, frei. Der König, dem dieser Spruch gemeldet wurde, schalt gewaltig, kassirte das Kriegsrecht, und befahl dem General Tauenzien, ein anderes von einem fremden Regiment halten zu lassen. Auch das ward befolgt, und der General sagte: sie möchten, um den König nicht noch mehr aufzubringen, dem Arrestanten 12maliges Gassenlaufen zusprechen. Man faßte also würklich diesen ungerechten Ausspruch ab. Als bei der nochmaligen Meldung des Kriegsrechts-Spruchs, der König äußerst aufgebracht war und immerfort lärmte, so sagte ihm endlich der General Tauenzien ganz gelassen: „Wenn es Ihro Majestät schlechterdings haben wollen, daß der Mensch „aufgehängen werden soll, so brauchen Sie es ja „nur zu befehlen; aber ein Kriegsrecht, das nach „seiner Pflicht und Ihren Gesetzen sprechen soll, „kann ihn unmöglich verdammen". Der König fühlte alles Bittere und Wahre dieser Rede, und antwortete halb lachend und halb verdrüßlich: „Nun „so macht ins Teufels Namen mit ihm was ihr „wollt, nur daß ich nichts mehr davon höre." Der Soldat lief 12mal Spießruthen, und niemand

mand dachte mehr an die ganze Sache. Einige Wochen nachher stahl ein Soldat vom nämlichen Regiment auf der Schildwacht Montirungsstücke. Er ward der That überwiesen, gestand sie ein, und man meldete ihn als Arrestant dem König. „Es soll morgen Kriegsrecht gehalten werden:“ war sein ganz kurzer Befehl. Dieses wurde vollzogen, und dem Arrestanten, den Kriegsartikeln gemäß, die Strafe des Stranges zuerkannt. Als man dem König den Kriegsrechtsspruch zur Bestätigung vorlegte, fieng er laut an zu lachen, machte eine Verbeugung und sagte; „Ei gehorsamer Diener, wenn „mir die Leute weglaufen, und ich sie selbst auf der „Desertion attrapire, zwölfmal Gassenlaufen; und „wenn sie dem Herrn Hauptmann ein paar elende „Schuh nehmen, gehangen! Das wäre schön, „zwölfmal Gassenlaufen!“ — und dabei blieb es. Nun diesmal haben Sie Stoff zum Lachen und zu ernsthaften Betrachtungen. Leben Sie hiermit wohl.

Fünfter Brief.

In einem meiner Briefe sagte ich Ihnen, daß Undankbarkeit ein Hauptzug in dem Charakter des Königs gewesen sey, ich will Ihnen dieses heute durch einige Beispiele zu beweisen suchen. Daß er dem Vaterlande und ihm treu geleistete Dienste

leicht vergaß; und eines kleinen Fehlers wegen, oft bloß von seinen Günstlingen verleitet, hart strafte, wobei er alte brave Diener um Brodt und Ehre brachte; davon hat Sie mein voriger Brief gewiß schon mehr als zu gewiß überzeugt. Wie schlecht er indeß in seinem Dienst zu Krüppeln geschossene Soldaten versorgte, davon braucht man wol keinen stärkern Beweis, als wenn man ihn von Sans Souci nach Potsdam reiten sah, wo ihn fast täglich 10 bis 12 alte Soldaten mit hölzernen Beinen, mit einem Arm oder durch andere Wunden verstümmelt, in alten, zum Dienst, so wie sie, unbrauchbar gewordenen Montirungen begleiteten. War er guter Laune, so befahl er einem von den ihm folgenden zwei Leib-Pagen: „Gieb ihnen was!“ und dann warf der Page einen Thaler (mehr that er nie gut) unter die armen alten Krieger hin: so wie man einem vor Hunger bellenden Hunde ohngefähr einen Knochen vorwirft. Doch geschahe dies mehrentheils die Woche nur einmal. War er nicht gut aufgeräumt, so erhielten die Pagen den in dem Munde eines Königs entsetzlich klingenden Befehl: „O! jagt doch die Canaillen weg!“ Alsdann machten sich die jungen angehenden Helden den Spaß, einigemal unter die, die Schrecken des Kriegs und die Härte des Königs laut verkündigenden abgelebten Sieger, mit der Peitsche zu hauen. Ich kann mich nicht entbrechen, Ihnen hier den Namen Mantschewsky zu nennen. Dieser, einer der edelsten und liebenswürdigsten jungen Männer, die ich je gekannt habe, jetzt für seine Verdienste

dadurch belohnt, daß er Hofmeister des jüngsten Prinzen von Preussen ist, erfüllte den schrecklichen Befehl nie; sondern gab jedesmal den Elenden, aus seinen eigenen Mitteln eine Beisteuer. Nur oben hin, will ich erwähnen, daß der König die ihm, mich dünkt, ewig merkwürdige Familie von Katt ganz vernachlässigte. Vielleicht hatte er dazu tief in der Staatskunst liegende Gründe, die ihn zwangen, gegen seinen bessern Willen so zu handeln. Womit aber ließ sich wol folgendes entschuldigen? Von allen den wenigen Bedienten, die ihm während seines schrecklichen Arrests in Küstrin als Kronprinz waren gelassen worden, hatte sich vorzüglich ein Jäger ihm sehr ergeben bewiesen, und ihm oft mit Gefahr seines Lebens, vielleicht eigentlich nur kleine, in seiner damaligen Lage aber gewiß wichtige Dienste geleistet. Nachdem er König geworden war, gab er dem Menschen einen elenden Försterdienst in der Gegend von Spandau. Der mit Noth und Mangel kämpfende ehemalige Vertraute des von allen Menschen verlassenen Friedrichs, vielleicht damals sein einziger Freund, trug die Last seines Lebens ruhig, ohne sich nur ein einzigesmal beim Könige zu melden; vermuthlich weil er ihn zu gut kannte, und wußte, daß seine Bitten eben so vergebens seyn würden, als es nun seine bewiesene Treue geworden war. Nach Verlauf einiger Jahre kam der König einmal in die Gegend, und ritt bei dem Hause des nun alt und arm gewordenen Jägers vorbei. Der König sah ihn unter der Thüre stehen, und fragte ganz freundlich:

„nun

„nun wie geht dir es?“ Schlecht! war die kurze, gewiß den großen Friedrich sehr beschämende Antwort des Försters. „Ei wie so? antwortete der König: „du hast ja einen guten Dienst?“ „Ja wohl gut;“ sagte der Jäger bitterlächelnd: „so „daß ich kaum leben kann.“ „Aber um Gottes „willen,“ erwiederte der König, „dein Vorfahr „hat ja hier recht gut gelebt, und er hatte Frau „und Kind.“ Hier erwachte der ganze Unwille des ehrlichen Mannes. Mit trübem Gesicht sagte er: „Ja, der hat Ew. Majestät bestohlen, und sie „wissen wohl, das kann ich nicht.“ Wer sollte wohl errathen, was Friedrich der Einzige, der so schön über Freundschaft und Menschenliebe dichtete und sprach, that? Er benutzte diese Gelegenheit, die ihm das Schicksal anbot, eine edle Handlung zu thun, oder vielmehr eine versäumte Pflicht zu erfüllen, zu weiter nichts, als zur Hervorbringung eines witzig seyn sollenden Einfalls, und antwortete mit Lachen: „Nun so stiehl auch ein Bischen; „meinen Etat kann ich um deinentwillen nicht ändern.“ Wie froh bin ich, daß der edle Guibert dieses kleine Geschichtchen nicht gewußt hat. Gewiß die Feder wäre ihm beim Schreiben seiner Lobrede mehr als einmal aus der Hand gefallen. Daß der Mensch, der ihm aus Wargotschens Händen rettete von Almosen leben muß, ist weltkündig. Ob auch dies die Staatsklugheit erforderte, will ich nicht ergründen.

Die Frau des heldenmüthigen Vertheidigers Colbergs lebte im Sächsischen in so drückendem

 Man-

Mangel, daß zu ihrer Beerdigung eine Collecte gesammelt werden mußte. Seinen noch lebenden Sohn, den der König einige Zeitlang sehr hoch schätzte, ließ er, einiger elenden tausend Thaler Schulden halber, in Potsdam auf der Hauptwache schmachten, und wären die neuen Regimenter nicht errichtet worden, bei welcher Gelegenheit sich ihn der edle General Lengefeld ausbat, so hätte er vielleicht bis zu des Königs Tode sitzen müssen. Wie undankbar behandelte er nicht den sich um Preußen so verdient gemachten Kammerpräsidenten von Domhardt? Wie oft hatte dieser treue Diener des Königes Gefahr gelaufen, in die Hände auflaurender Cosacken zu fallen, wann er während der Zeit des siebenjährigen Krieges, da das ganze Königreich Preußen in russischen Händen war, dem Könige das wenige ersparte Geld zuzuschicken, oder einen Rekruten-Transport durchzubringen bemühet war. Der König hatte zwar nie, ich will den sanftesten Ausdruck wählen, den ich finden kann, Entschlossenheit genug, den alten ehrlichen Mann persönlich zu beleidigen, aber konnte er ihn wohl empfindlicher kränken, als dadurch, daß er seinen einzigen Sohn, einen guten Officier aus dem Ziethenschen Husaren-Regiment herausstieß, mit den einem König, und noch dazu einem philosophischen König so wenig geziemenden Ausdrücken: „er kann „ja auch ein Schreiber werden, wie sein Vater." Domhardt flohe nach Hessen, wo ihn der Gedanke, dort unter dem großen, auch vom König vertriebenen Wackenitz einige Jahre zu dienen, für diese

unver-

unverdiente Begegnung, gleichsam entschädigte. Wer kennt eben diesen General von Wackenitz nicht? Und wer wird, wenn er ihn kennt, nicht fragen: Ist das der Wackenitz, der bei allen Siegen, die bis zu dessen Dienstentlassung der preußische Monarch im letzten Kriege erfocht, und in dem von 1740 zum Theil nur erfechten sah, gegenwärtig war: ist das der nämliche Officier, der mit drei Escadrons preußischer Reuterei den Russen einen Sieg entriß? Diesen Mann wollte der König verkennen. Selbst Seidlitz, einer der wenigen Sterblichen, für welchen der König mehr Ehrfurcht als Liebe besaß; dessen Empfehlungen er beinahe immer wie Befehle befolgte; konnte dies auf Undank und Eigensinn gegründete Vorurtheil, nicht überwinden. Als der König den General Seidlitz zum letztenmale in Schlesien besuchte, sahe er nur zu gewiß, daß er diesen in seiner Art einzig großen Mann bald verlieren würde. Kaum war er also nach Potsdam zurück, so schrieb er ihm: er könne sich an den Gedanken, sich von ihm trennen zu müssen, unmöglich gewöhnen, er möchte ihm wenigstens die letzte Freundschaft und dem Vaterlande den letzten Dienst erweisen und ihm jemanden vorschlagen, dem er, wenn er das Unglück haben sollte, ihn zu verlieren, seine Cavallerie anvertrauen könnte. Seidlitz, der nie gelernt hatte zu schmeicheln, wollte es also auch in den letzten Stunden seines ruhmvollen Lebens am wenigsten thun. Er antwortete dem Könige unverzüglich wieder; dankte ihm für alle die ihm erwiesene Gnade; versicherte ihn,

 nichts

nichts sey ihm schmeichelhafter, als dieser letzte Beweis des königlichen Zutrauens, daß er sich selbst einen Nachfolger bestimmen sollte; er erfülle auch diese seine letzte Pflicht mit Vergnügen und Treue, und nenne ihm also den einzigen Mann, von dem er überzeugt wäre, daß er im Stande sey, die preußische Cavallerie zu führen; es sey eben der, den er ihm auf dem Schlachtfelde von Zorndorf empfohlen habe, der jetzt in hessischen Diensten stehende General Wackenitz. Seidlitz besiegelte die Wahrheit dessen, was er geschrieben hatte, mit seinem bald darauf erfolgten Tode. Was that Friedrich? Er war wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, wo er sich nicht anders zu helfen wußte, witzig und sagte lächelnd —

cela prouve que les plus grands hommes radottent quand ils sont aux abois.

Den Liebling und einen Gesellschafter seiner ersten Jugend-Jahre, den jüngern Grafen von Finkenstein behandelte er, fast während seiner ganzen Regierung, mit Kälte und setzte ihn bei allen Gelegenheiten zurück. Als im Jahr 78 das preußische Corps d'Armée sich an den Ufern der Weichsel zusammenzog, um bald darauf bei Ostrometzkow über diesen Fluß zu gehen, mußte er, der viel älterer General-Lieutenant als Stutterheim war, unter dessen oft unvernünftigen und allemal unhöflichen Befehlen stehen. Der König hatte ihn weder mit auf den Feldetat gesetzt, noch auch zurück zu bleiben befohlen. Der arme alte General sagte oft selbst

im Ton des tiefsten Schmerzes: „So weit habe ich es doch nun endlich gebracht, daß ich hier beim Corps herum reiten muß, wie ein Ordonnanz-Fähndrich.“ In dem Augenblick, wo er in das Fahrzeug steigen, und sich übersetzen lassen wollte, bekam er einen Brief vom König, dem er etwas stark geschrieben hatte, worinnen dieser ihm sagte: „er „solle wieder zurück gehen, es thue ihm leid, daß „er sich so weit von dem Ort seiner Ruhe entfernt „habe, er könne in Finkenstein ungestört bleiben.“ Mit bittern Thränen, entfernte sich der ehrwürdige Greis von seinem Regiment, und das ganze Corps fühlte gewiß, zu Friedrichs großem Nachtheile, das Unedle dieser ganzen Begegnung. Kaum hatte der Geheime Rath von Brenkenhof, ohne den der Netzbruch noch eine Wüste wäre, und der König noch einige tausend Unterthanen weniger hätte, die Augen geschlossen: so ließ der König sein Vermögen, eines vermeinten Recesses wegen, in Beschlag nehmen, und über den Verstorbenen eine Art von Inquisition anstellen. Seinen Sohn, einen ganz vortreflichen Cavallerie-Officier, hat er, wie den jungen Domhardt, aus seinem Dienst gejagt.

Dem Grafen von Keiserling, der ihm in Rußland, wo er zu den Zeiten Gesandter war, als Bestuchef sich alles, bis beinahe auf einen Gegenbesuch bezahlen ließ, sein ganzes Vermögen aufgeopfert hatte, versagte er sogar den Vorschuß eines Capitals auf seine curländischen Güter.

Er litt es, daß der Menschenfeind Anhalt im Jahr 63, als der Friede schon beinahe geschlossen

war, den alten Greis Stieglitz, einen Bürgermeister in Leipzig, weil er die nicht aufzubringende Brandschatzung, die man der Stadt abforderte, nicht bewilligen wollte, wie einen Mörder behandelte. Dies war der nämliche Mann, der, als Friedrichs Vater bei der Juristen-Facultät in Leipzig ein Gutachten verfertigen ließ, über die Rechtsfrage: ob er seinen Sohn könne hinrichten lassen oder nicht? die schönste und stärkste Vertheidigung für den Kronprinzen verfertigte. Dem Grafen von Schwerin, dem Mann, ohne dessen kluges Benehmen und liebenswürdige Eigenschaften, Peter der dritte nie ein so warmer Freund Preussens geworden wäre, schenkte er, als er ihm nicht nur den Frieden, sondern auch den Allianztraktat mit Rußland nach Breslau brachte, zur Belohnung für seine Geschäfte, Güter in Oberschlesien, die er aber schon vorher dem Flügel-Adjutanten von Götz geschenkt hatte. Wie Graf Schwerin diesen Irrthum dem König berichtete, lächelte er und sagte: „Nun, nun, es wird „sich etwas anders finden." Aber alles was sich fand, war das: daß er dem nämlichen Graf Schwerin, sobald er Anhalten alles das gelehrt, was er wissen mußte, erstlich beinahe Jahr und Tag in Potsdam auf die Schloßwache setzte; (ein bis daher in der preussischen Armee unerhörtes Exempel, daß ein Stabsofficier auf die Hauptwache in Arrest gekommen wäre) alsdann ihn zu dem damaligen Billerbeckischen Regiment nach Köslin gleichsam verbannte, wo er bei beständigen Näckereien vom König, sein Leben beinahe unthätig zubringen mußte;

mußte; bis der König im Jahr 72 die neuen Regimenter errichtete, wobei er ihn wieder anstellte. Nie hat er ihm jemals wieder, auch nicht einmal etwas Angenehmes gesagt, desto öfter aber die bittersten und ungegründetsten Vorwürfe gemacht. Ich sehe mein Brief übertrift an Länge bei weitem alle gewöhnlichen, also auch kein Wort mehr.

Sechster Brief.

Unter der großen Menge glänzender und herrlicher Eigenschaften, die der König besaß, war diese gewiß nicht die geringste, daß er ganz vortreflich sprach. Jedes an sich wenig oder nichts bedeutende Wort konnte er mit einem Ausdruck belegen, der hinreissend war. Nahm er sich nun vollends vor, etwas durch seine Rede auszurichten, dann war die Gewalt seiner Worte unwiderstehlicher, als die Wirkung seiner Kanonen. Er hat selten im eigentlichen Wortverstande Reden gehalten; das einzigemal, wo er während des siebenjährigen Krieges seine Armee haranguirte, war den Abend vor der Schlacht bei Leuthen. Ich versichere Ihnen bei Gott, ich habe diese Rede, so oft sie mir auch ist wiederholt worden, nie ohne Thränen anhören können, und nie ohne diejenigen, die sie mir vorsagten, wiewohl es meistens unter Waffen und Kriegsgeräusch etwas rauh und fühllos gewordene Solda-

ten waren, wie Kinder weinen zu sehen. So würkten Friedrichs Worte noch nach zwanzig und mehrern Jahren. Der König hatte alle Generals und Commandeurs nach der Tafel zu sich in sein Quartier bestellt, und hier war es, wo er ihnen mit traurigem Ernst und zuweilen mit einer Thräne im Auge sagte: „Meine Herren! ich habe sie „hierher kommen lassen, um ihnen erstlich für die „treuen Dienste, die sie zeither dem Vaterlande „und mir geleistet haben, zu danken. Ich erkenne „sie mit dem gerührtesten Gefühl. Es ist beinahe „keiner unter ihnen, der sich nicht durch eine große „und ehrebringende Handlung ausgezeichnet hätte. „Mich auf ihren Muth und Erfahrung verlassend, „habe ich den Plan zur Bataille gemacht, die ich „morgen liefern werde und liefern muß. Ich werde „gegen alle Regeln der Kunst, einen beinahe zwei„mal stärkern, auf Anhöhen verschanzt stehenden „Feind angreifen. Ich muß es thun, oder es ist „alles verloren. Wir müssen den Feind schlagen, „oder uns vor ihren Batterien alle begraben lassen. „So denk' ich, so werde ich auch handeln. Ist ei„ner oder der andere unter ihnen, der nicht so „denkt, der fordere hier auf der Stelle seinen Ab„schied. Ich werde ihm selbigen ohne den gering„sten Vorwurf geben.“ Hier folgte eine Pause von Seiten des Redners, und eine heilige Stille von Seiten der Zuhörer; nur durch mit Mühe zurück gehaltene, der Ehrfurcht und der heiligsten Vaterlandsliebe geweinte Thränen unterbrochen. Darauf erhob der königliche Sprecher seine Stimme wieder, und fuhr mit freundlich lächelndem Gesicht

fort: „Ich habe vermuthet, daß mich keiner von „ihnen verlassen würde, ich rechne nun also ganz „auf ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. „Sollt' ich bleiben, und sie nicht für das, was sie „morgen thun werden, belohnen können, so wird „es unser Vaterland thun. Gehen sie nun ins „Lager, und sagen sie das, was ich ihnen hier gesagt habe, ihren Regimentern, und versichern sie „ihnen dabey: ich würde ein jedes genau bemerken. „Das Cavallerie-Regiment, was nicht gleich, wenn „es befohlen wird, sich à corps perdu in den „Feind hineinstürzt, laß ich gleich nach der Bataille „absitzen, und mache es zu einem Garnison-Regiment. Das Bataillon Infanterie, was, es „treffe auch worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, „verliert die Fahnen und die Säbels, und ich lasse „ihnen die Borten von der Montirung schneiden. „Nun leben sie wohl, meine Herren, morgen um „diese Zeit haben wir den Feind geschlagen, oder „wir sehen uns nie wieder. Ich werde heute selbst „noch ins Lager kommen, und mit den Leuten „sprechen.“ Gegen Abend ritt der König ins Lager, und stieß zuerst auf die Garde du Corps. Sie boten ihm, wie sie das im Felde gewohnt waren, einen freundlichen guten Abend, welchen der König freudig erwiederte. Einige der alten Krieger drängten sich hervor, und riefen ihm in ihrem treuherzigen Ton zu: „Was bringst du uns noch „so spät?“ „Eine gute Nachricht,“ antwortete der König, „Kinder, ihr sollt morgen die Oesterreicher brav zusammenhauen.“ Mit einem derben

Solda-

Soldatenschwur versicherten sie einmüthig, das wollten sie gewiß thun. „Ja aber seht einmal," fing der König von neuem an, „wo sie dort stehen, „wie sie verschanzt sind." „Und wenn sie den Teu„fel um und vor sich hätten, wir schmeissen sie doch „heraus," war die naive Antwort; „führe du uns „nur hin." „Nun ich werde sehen was ihr könnt, „legt euch nieder und schlaft wohl." „Gute Nacht „Fritz," rief ihm alles nach, und so ritt der König an der ganzen Front herunter, und unterhielt sich mit jedem Regiment. Dem von Manteufel, jetzt Brüningischen Regiment sagte er: „Nun Kinder, „wie wirds morgen aussehen? Der Feind ist beina„he noch einmal so stark als wir." Das laß du „nur seyn," gab ihm das, man konnte mit Recht sagen, aus unüberwindlichen Helden bestehende Regiment zur Antwort: „es sind doch keine Pom„mern dabei? Du weißt ja wohl was die können." „Ja freilich weiß ich das, sonst könnte ich auch mor„gen die Bataille nicht liefern wollen. Nun schlaft „wohl, morgen haben wir also den Feind geschla„gen, oder wir sind alle todt." „Ja! wieder„holte das ganze Regiment, todt oder die Feinde „geschlagen!" Wieder erzählt sind die Worte des Königs, wenig mehr als hundertmal bei andern ähnlichen Gelegenheiten schon gehörter Dinge; aber sie gerade Friedrichen aus dem Herzen reden zu hören, das war etwas Begeisterndes. Noch bei einer andern Gelegenheit hielt der König eine Rede, die ich Ihnen, der Sie so gern viel von ihm hören mögen, mittheilen muß. Nachdem der General

Winter-

Winterfeld geblieben war, kam eben der Graf Schwerin, dessen ich schon verschiedenemal gedacht habe, der seit dem Tode seines Onkels, des Feldmarschals, Adjutant bei ihm gewesen war, in die Suite des Königs. Es war damals in der preussischen Armee eingeführt, daß alle General-Adjutanten, wenn ihre Generals abgiengen, sich beim Könige melden mußten. Er behielt sie eine Weile bei sich, machte sie nachher entweder zu seinen eigenen Adjutanten oder schickte sie einem andern Generale zu. Graf Schwerin war damals Fähnrich und noch nicht völlig 18 Jahr alt. Einige Wochen vergingen, ohne daß der König, außer in dem Augenblicke, da er sich bei ihm gemeldet hatte, auch nur ein Wort mit ihm sprach, viel weniger ihm irgend einen Auftrag gab. So folgte er dem Könige bis Erfurt. Hier gab dieser eines Tages, wie gewöhnlich, die Parole aus, und sagte darauf zu den versammelten Generals und Officiers in einem feierlichen Tone: „Meine Herrn! ich werde heute etwas thun, was ich bei dem Antritt meiner Regierung mir selbst bei meiner Ehre versprochen hatte, es nie zu thun, nämlich: Jemanden, bloß seiner Verwandtschaft wegen, außer seiner Tour zu avanciren; aber ich hoffe, Sie werden mir die Uebertretung dieses meines Versprechens, das ich, wie Sie mir allerseits bezeugen können, noch immer heilig und unverbrüchlich gehalten habe, verzeihen, wenn ich Ihnen meine Bewegungsgründe dazu sage. Wem unter Ihnen ist das Andenken des großen, für uns alle noch immer zu früh verlornen Feldmarschalls Schwerin nicht heilig? Wer von Ihnen, wer in meiner Armee,

wer in ganz Europa wird es mir verdenken, wenn ich für diesen außerordentlich großen Mann, etwas Außerordentliches thue. Schwerin komme er her" (der König nahm ihn bei der Hand) „ich mache also hiermit diesen seinen Neffen zum Hauptmann und meinen Flügel-Adjutanten. Glaube er ja nicht, mein lieber Schwerin, daß ich dies um seinetwillen thue, es geschiehet bloß um das Andenken seines unvergeßlichen Onkels zu feiern. Mit Thränen bitte ich ihn" (der König küßte ihn zärtlich) „vor dieser ehrwürdigen Versammlung beschwöre ich ihn, verderbe er mir die Freude nicht, immer mit Vergnügen ein lebendiges Andenken vom großen Schwerin um mich haben zu können. Er hat viel zu thun, wenn er diesem Mann ähnlich werden will. Nun, meine Herrn! machen Sie das, was ich Ihnen hier gesagt habe, meiner Armee bekannt. Nicht wahr, Sie verzeihen mir die heutige Ausnahme meiner Regel?"

Mich deucht, man könne sich nicht leicht einen schönern und rührendern Auftritt denken: Schade nur, daß er in der Folge der Zeit nicht viel mehr blieb, als ein bloßer Coup de Théatre.

Eben so verstand niemand besser wie Friedrich, die Kunst zu loben oder schmeichelhafte und höfliche Dinge zu sagen. Als er im Jahr 73 zum erstenmale nach der Occupation von Westpreußen, in diese Provinz kam; schickte die Stadt Danzig eine Deputation an ihn. Der damalige preußische Resident in Danzig, hatte, ich weiß nicht warum, alle Leute zu überreden gesucht, der König sey sehr ungnädig auf die Stadt, und werde ihre Abgeordneten schrecklich anfahren.

Man

Man suchte also unter einem wohlweisen Magistrate diejenigen aus, die man für die Unerschrockensten hielte. Sie lernten lange Reden auswendig; nahmen alle ihre Seelenkräfte zusammen, und traten nun so mit stoischer Philosophie ausgerüstet vor den König. Dieser redete gegen alles ihr Erwarten sie an, sagte ihnen eine Schmeichelei, ein verbindliches Compliment über das andere, so, daß sie sich beständig tief beugen mußten und schlechterdings gar nicht zu Worte kommen konnten. Dies ist einer der lächerlichsten Auftritte gewesen, die ich mich in meinem Leben gesehen zu haben erinnern kann. Wie sehr dem König überhaupt das viele Sprechen, und das verbindliche Dinge sagen, ganz zur andern Natur geworden seyn muß, davon kann wohl niemand ein besseres Zeugniß geben, als der edle Doktor von Zimmermann. Denn noch nie hat wohl ein Mensch, den eine Indigestion quält, oder der ein Klystier bei sich hat, (und das war doch meistens der Fall, in welchem sich der König bei seinen drei und dreißig mit ihm gehabten Unterredungen befand,) mehr gesprochen und größere Komplimente gemacht, als der Ritter Löwenzahn seinem königl. Kranken in den Mund legt.

Den größten Dienst leistete des Königs Beredsamkeit ihm ohnstreitig damals, als er bloß durch sie den russischen Feldmarschall Tschernitschef dahin vermogte, daß er ihm seinen Plan ausführen half. Dieser ganze Vorfall ist überhaupt zu merkwürdig, und verbreitet meiner Einsicht nach, ein zu helles Licht über den Charakter des Königs, als daß ich Ihnen sel-

digen nicht genauer erzählen sollte. Doch da dieser Brief schon lang genug ist, so will ich diese Erzählung bis auf den folgenden versparen.

Siebenter Brief.

Der König hatte eben den Officiers seines russischen Regiments, das ihm der Kaiser geschenkt hatte, und das mit bei dem Corps von 20000 Mann russischer Hülfstruppen stand, welches Tschernitschef kommandirte, ein großes Mittagsessen gegeben, wobei alle russische Generals und der Feldmarschall selbst gewesen waren. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo der König zum ersten und letztenmale die russische Uniform trug. Wenig Stunden nach diesem Feste erhielt er die schreckliche Nachricht: daß Peter der Dritte todt sey; Catharina aber den Thron bestiegen, die Allianz mit ihm aufgehoben, und dem bei ihm stehenden russischen Corps den Rückmarsch anbefohlen habe. Kein Mensch im Hauptquartier, das sich diesen Tag über ganz der Freude überlassen hatte, wußte von diesem Vorfall eine Silbe. Unerwartet wurde der Major Graf von Schwerin zum König gerufen. Der König lag auf dem Canapee todtenblaß; Thränen trübten seinen Blick, und so beinahe empfindungslos blieb der sonst nicht leicht zu erschütternde Friedrich fast eine viertel Stunde, ohne ein Wort zu sprechen, starr und unbeweglich liegen. Schwerin fing an zu zittern, und glaubte, der König,

den er wenig Stunden zuvor so heiter verlassen hatte, sey entweder gefährlich krank geworden, oder habe eine unglückliche Nachricht vom Prinz Heinrich aus Sachsen bekommen. Endlich faßte er Muth und fragte: „um Gotteswillen, Ihro Majestät, was ist Ihnen?“ Mit kaum hörbarer Stimme, sagte der König: „denk' er nur Schwerin die — —“ (hier ertheilte der König der Selbst-Herrscherin aller Reußen einen Ehrentitel mit welchem sich die gesalbten Collegen freilich eigentlich nicht zu belegen pflegen) „in Petersburg hat ihren Mann umbringen lassen, geht von meiner Allianz ab, Tschernitschef muß zurück. Was soll ich nun anfangen? Wie muthlos wird das meine Armee machen. Alles ist verloren! Nein der Schlag ist zu stark?“ und der König weinte bitterlich.

Nach einer ziemlich langen Pause, erhob sich Friedrichs Geist über die gewöhnlichen Menschenkräfte. Heftig sprang er von seinem Lager auf, und befahl Schwerinen hinaus zu gehen und zu befehlen, daß kein Mensch unter irgend einem Vorwande sich seinem Zimmer nähern sollte. Nun ging er an einen Tisch, auf welchem der Plan der Gegend, in welcher er und der Feldmarschall Daun standen, lag; besah ihn eine lange Weile mit stiller Aufmerksamkeit, ging mit langsamen Schritt einigemal im Zimmer auf und nieder, faßte Schwerinen bei der Hand, und redete ihn folgendermaßen an. „Schwerin, er weiß wie lieb ich ihn habe, er muß mir jetzt den wichtigsten Dienst thun, den mir noch je ein Mensch geleistet hat. Reit' er gleich ins russische Hauptquartier und bringe er mir Tschernitschef,

bringen muß er ihn, es koste auch was es wolle, ich muß ihn sprechen, heute noch sprechen, oder ich bin verloren. Sein Kopf steht mir davor (hier ließ er seine Hand los und veränderte den Ton seiner Stimme) daß er keinem Menschen etwas von dem sagt, was ich ihm so eben erzählt habe. Sehe er recht vergnügt aus, daß um Gotteswillen niemand im Hauptquartier merkt, was vorgeht; hört er wohl? Sehe er recht vergnügt aus, nun reite er gleich fort, und bringe er mir den Feldmarschall, nur geschwind fort, aber komme er mir nicht ohne Tschernitschef wieder." Graf Schwerin ritt mit schwerem Herzen, und mit ängstlich freundlich gezwungenem Gesicht in das russische Hauptquartier. Hier war alles schon in der größten Bewegung, der Feldmarschall hatte in derselbigen Minute, in welcher der König die Nachricht der großen russischen Revolution erhalten hatte, auch die Ordre bekommen, das Corps der neuen Kaiserin den Eid der Treue schwören zu lassen. Alle Generals waren versammelt, und schwuren. Man wollte anfänglich den Graf Schwerin nicht melden, endlich aber that es doch einer seiner Freunde, ein Adjutant des Feldmarschalls, des Verbots, keinen Fremden zu dieser Ceremonie zu lassen, ohnerachtet. Der Feldmarschall kam selbst, und nöthigte den preussischen Abgeordneten herein. Kaum war die Feierlichkeit des Schwörens vorbei, so fing man an, das Fest auf gut Russisch zu feiern, es wurde tapfer auf das Wohlseyn der neuen Kaiserin getrunken; Schwerin aber benutzte einen günstigen Augenblick den Feldmarschall allein sprechen zu können, um ihm zu hinterbringen, daß ihn der König zu sprechen wünsche.

Tscher-

Tschernitschef versicherte, jetzt gleich sey ihm dieses ohnmöglich, weil es ihm, da sich das ganze System so plötzlich geändert hätte, sehr leicht übel ausgelegt werden und von seinem Hofe Verantwortung zuziehen könnte; über dieses habe er auch jetzt nicht Zeit, weil er gleich einen Adjutanten in das österreichische Lager abfertigen müßte, um den Feldmarschall Daun zu benachrichtigen, daß er von heute an aufhöre, als Feind gegen ihn zu stehen. Schwerin, dazu bestimmt dem Könige große Dienste zu leisten, verlor den Muth nicht, sondern sagte endlich dem Feldmarschall: „Ew. Excellenz kennen meinen König, bring ich sie nicht heute Abend noch zu ihm, so verliere ich meinen Kopf, denn das ist meine Abfertigung gewesen; nun thun sie was sie können und wollen.“ Tschernitschef fing an in seinem Entschluß zu wanken; Schwerin wurde noch dringender, und endlich sagte jener zur Gesellschaft: „Ich muß sie auf einige Zeit verlassen, um diesen Adjutanten des Königs abzufertigen“ und eilte mit ihm aus dem Zimmer. Ohne daß es Jemand weiter bemerkte ritt er mit ihm fort. Kaum hatten sie sich nur wenige Schritte von seinem Quartier entfernt, als der Feldmarschall fragte: „ob der König die in Rußland vorgefallene Veränderung schon wisse.“ Zum Glück für den Graf war es schon so finster, daß der neugierige Russe auf dem offenen Gesicht des über alle niedrige Verstellungskünste weit erhabenen Schwerins nicht mehr lesen konnte: daß seine verneinende Antwort nur eine befohlene aber keine gegründete sey. Auf dem ganzen Wege sprach der Feldmarschall von nichts, als von seiner Achtung und Liebe für den König, und wie-

derholte mehr als einmal: wie unendlich Leid es ihm thue, daß er ihm seine Ergebenheit und Eifer, ihm zu dienen, nicht so habe beweisen können, wie er es gewünscht und gehoft habe. Bei der ganzen Veränderung in Rußland, bei der er nicht anders als gewinnen könne, bleibe es ihm doch schmerzhaft, daß ihm nun alle Gelegenheit, dem Könige nützlich werden zu können, genommen sey. Unter solchen Gesprächen und bei wiederholten Fragen, ob er denn wenigstens nicht wisse, oder doch nur vermuthe, was der König von ihm wolle, kamen sie endlich vor dessen Quartier an. Der König lag im Fenster, kam herunter und führte den Feldmarschall selbst mit dem Lichte in der Hand ins Zimmer. Nun sagte der König zu Schwerinen: „Laß er mich mit dem Feldmarschall allein, bleib er in dem Vorzimmer, und mit seinem Leben muß er mir dafür stehen, daß uns kein Mensch behorchen kann, ich habe allen meinen Leuten befohlen, daß sich keiner soll sehen lassen, bis ich einen rufen werde.“ Der König sahe bei dem Empfang des Feldmarschalls freundlich aus, war völlig angekleidet, den Degen an der Seite, die Schärpe um, den Hut wie gewöhnlich auf, den Stock in der Hand, als wollte er den Augenblick ausreiten. So dauerte die große Unterredung über dreiviertel Stunden. Endlich eröfnete der König die Thüre und rufte Schwerinen herein. Der König und der Feldmarschall hatten Thränen in den Augen, der König umarmte ihn und sagte: „Nun will ich Sie nicht länger aufhalten, ich werde nie vergessen, daß Sie der Mann sind, der das Unglück, was mir drohete, mindern half, hätte ich Königreiche zu verschenken, ich

gäbe

gäbe Ihnen eins, nun gute Nacht!" Tschernitschef konnte sich kaum vom Könige losreißen, und stammelte die wenigen Worte: „Machen Sie mit mir, was Sie wollen, das, was ich Ihnen zu thun versprochen habe, kostet mir wahrscheinlicher Weise das Leben; aber hätte ich deren zehne zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe." Schwerin bekam Befehl, den Feldmarschall wieder zu begleiten, und nachdem dieser nach einem lange anhaltenden Stillschweigen, wie aus einem tiefen Schlaf, erwacht war, sagte er zu diesem seinen Begleiter: „Gott! Schwerin, was ist ihr König für ein Mann, was gäb' ich darum, wenn ich in seinen Diensten wäre! Wer kann dem Manne widerstehen, wo man ihn sprechen hört! Auf dem Schaffot, das ich vielleicht um seinetwillen betreten muß, werde ich noch mit Entzükken an alle das denken, was er mir heute gesagt hat. Umarmen sie mich noch einmal, wir sehen uns gewiß nie wieder. Sagen sie dem König noch, wenn er noch etwas mehr als mein Leben verlange, ich wollte es ihm auch geben." So schickte er ihn wieder zurück, ohne ihn ganz bis in sein Quartier mitzunehmen. Als Schwerin wieder zurück kam, fand er im Hauptquartier alles in der größten Bewegung. Der König hatte gleich nach der Entfernung des Feldmarschalls die Generals rufen lassen, und ihnen die Disposition zum morgenden Angriff des Feindes gegeben, bei welcher er das Tschernitschefsche Corps noch immer wie unter seinen Befehlen stehende Hülfstruppen betrachtete.

Der Zweck dieser ganzen Unterredung war gewesen, Tschernitschefen zu bewegen, den General Daun

nicht eher, als nach Verlauf von 24 Stunden von dem, was in Rußland vorgefallen war, zu benachrichtigen, weil er genau berechnet hatte, daß der Courier, der diese Nachricht nach Wien bringen sollte, nicht eher als um diese Zeit da eintreffen konnte. Ferner sollte er bei dem morgen zu unternehmenden Angriff auf Burkersdorf mit seinem Corps ausrücken, damit Daun, der von dem Aufheben der Allianz zwischen Rußland und Preußen noch nichts wußte, diesem ein beträchtliches Corps entgegen stellen müßte, wodurch seine Armee um desto schwächer, die Preussische aber um desto stärker würde, weil sie den Angriff desto muthiger thun mußte, so lange sie die Russen noch immer für ihre Bundesgenossen hielt. Tschernitschef seiner Seits, gab gleich nach seiner Rückkehr ins Hauptquartier Befehl, daß das Corps morgen in der Stunde, die der König bestimmt hatte, ausrücken, und die zwischen ihnen beiden verabredete Stellung nehmen sollte, unter dem Vorwand: er träfe diese Veranstaltung aus Vorsorge, weil er, nach einer mit dem Könige gehabten Unterredung, aus der er nun kein Geheimniß mehr machte, bemerkt zu haben versicherte, daß der König über die Aufhebung der Allianz äußerst aufgebracht sey, und es also nicht unmöglich wäre, daß er sie angriffe, und vielleicht gar zu Gefangnen machen könne; welches um desto leichter wäre, da seine Verhaltungsbefehle so zweideutig wären, und nicht genau bestimmten, für welche von beiden kriegführenden Mächten sich die Kaiserin erklären wollte. Die mehrentheils alle halb berauschten russischen Generals nahmen diese sehr auf Schrauben gesetzte Erklärung für lauter Wahrheit

heit an, und 20000 Russen machten bei der Affaire von Burkersdorf die allersonderbarste Figur; sie standen da, ohne daß sie wußten warum, so wie ungefähr unerfahrne Statisten in einem heroischen Schauspiele. Die Oesterreicher, die sich den Angriff gar nicht vermutheten, und das russische Corps zum erstenmale gegen sich sahen, wurden aus ihren Verschanzungen geworfen. Der König schickte während des Gefechts Schwerinen einigemal an den Feldmarschall, der immer vor der Fronte herumritt und ausrief: „Ists möglich, daß Infanterie das thun kann, was ich die preußische hier thun sehe?“ Gleich nach beendigter Affaire, schickte der König, der getroffenen Verabredung gemäß, einen andern Adjutanten an den Feldmarschall, und ließ ihm mündlich sagen: nun könne er mit seinem Corps marschiren, er werde es nicht verhindern. Nachmittags schickte er Schwerinen mit einem Brief nebst einem mit Brillanten besetzten Degen, 20000 Thlr. am Werth, an den Feldmarschall, der über das alles, was seit zwölf Stunden mit ihm vorgegangen, krank geworden war. Er bat den Ueberbringer dieses königlichen Andenkens, dem Könige seinem Herrn zu sagen: er habe ihn nun für die ganze Welt unbrauchbar gemacht, denn er werde nie jemanden finden, den er wieder so lieben und hochschätzen könnte, wie ihn. Mich deucht, dieser Vorgang werde Ihnen hinlänglich beweisen, daß ich recht habe, wenn ich behaupte: so wie Friedrich sprechen konnte, konnte es niemand.

Achter Brief.

Unter allen Vorwürfen, die man dem Könige gemacht hat, war gewiß keiner, obgleich auch Sie, mein Freund, ihn zu glauben nicht abgeneigt scheinen, ungegründeter und ungerechter, als der des Geitzes. Geitzig war er in keinem Betracht: seine Dienerschaft, besonders seine Bedienten wurden sehr gut bezahlt. Sein Militair war, glaube ich, in ganz Europa dasjenige, in welchem sich jedermann, vom Gemeinen bis zum General, am besten stand. Wenig große Herrn haben Künstler aller Art, als Sänger, Tonkünstler, Tänzer, Mahler, Bildhauer, Baumeister, u. dgl. besser bezahlt als er. In allem, nur seine Kleidung und das Ameublement seiner eignen Wohnzimmer ausgenommen, liebte er die Pracht. Das sogenannte neue Schloß bei Potsdam ist beinahe übertrieben und bis zum Unausstehlichen prächtig. Keinem großen Herrn haben vielleicht Gärten und Gartenfrüchte mehr gekostet als ihm. Die Livree seiner Bedienten war zwar für unser Zeitalter geschmacklos, aber überaus kostbar. Wenn er Geschenke machte, und deren machte er alle Jahr, so waren sie sehr ansehnlich. Von einer Menge kleiner Ersparnisse, durch die man in andern Ländern den Dienern des Staats bei allen nur erdenklichen Gelegenheiten etwas abzuzwacken und die Kassen zu bereichern sucht, wußte er nichts. Wenn z. B. ein Regiment oder Compagnie noch so lange

erledigt blieb, so bekam entweder der neue Besitzer desselben, oder ein anderer, dem es der König schenkte, alles das, was während der Zeit an Einkünften war gesammelt worden. Niemals zog er eine in dem Etat einmal festgesetzte Stelle unter irgend einem Vorwande wieder ein, oder setzte den Neuankommenden schlechter, als wie sein Vorfahr gestanden hatte.

Ueber zwei Dinge hat man besonders in der Armee gewaltig geklagt und sie seinem Geitze zugeschrieben; aber gewiß mit Unrecht. Bei dem Antritt seiner Regierung waren acht Feldmarschälle, jeder mit 20000 Rthlr. jährlichem Gehalt, angestellt; diese ließ er aussterben; aber gewiß nicht um die 160000 Rthlr. zu sparen, die er der Armee sehr reichlich in kleinern Vertheilungen wieder zufließen ließ, sondern, weil er keinen Feldmarschall haben wollte. Er und sein Bruder Heinrich waren seiner Armee genug; und ein Feldmarschall, der nur ein Corps von 20 bis 30000 Mann kommandirte schien ihm lächerlich: mit einem Wort, diese Charge paßte nicht in seinen Plan. Das zweite, was man ihm von Seiten der Armee zur Last legte, war dieses: daß er nach dem Frieden von 63 einen verschiedenen Bezahlungsetat für die Compagnie-Chefs in derselben einführte. Auch dies war nichts weniger als Geitz, sondern anfänglich sollte es eine Art von Unterscheidungszeichen unter den Regimentern seyn, weil er seiner vielleicht irrigen, aber nun einmal angenommenen Meinung nach, nicht mit allen Regimentern gleich zufrieden zu seyn, Ursache zu haben glaubte. Vermuthlich kam noch ein Hauptgrund zu dieser Verände-

änderung daher, daß er sah, die Armee würde, wenn er es bei der Einrichtung ließe, wie sie vor dem Kriege war, vermöge welcher die Compagnie-Chefs alle Beurlaubte zogen, und dagegen für die ganze Werbung stehen mußten, nie komplet werden. Der siebenjährige Krieg hatte ihn hie und da vielleicht mit Recht mistrauisch gemacht. Berechnet man nun, was für ausserordentliche Summen dem Könige die so genannte Reichswerbung, die er nun selbst übernahm, kostete; so wird man leicht einsehen, daß er bei der neuen Einrichtung mehr verlor, als gewann. Und die Compagnie-Inhaber sahen nach und nach auch ein, daß sie unglücklich geworden wären, wenn sie für ihre Kosten hätten werben müssen, da die Menschen immer theurer wurden. Eben diese unglückliche Reichswerbung, die eigentlich zu nichts diente, als die Armee durch den zusammengerafften Auswurf der Menschheit schlecht zu machen; ist ein Beweiß für meinen Satz, daß der König nicht geitzig war. Jeder Reichsrekrute, der zu einem von den Werbeplätzen sehr weit entfernt liegenden Regimente kam, kostete dem König gewöhnlich 80 bis 100 Rthlr., und oft that er weiter nichts, als daß er, wenn er einige Monat im Lazareth gelegen, einige grobe Excesse gemacht und ein Complot angestellt hatte, bei der ersten besten Gelegenheit wieder weg lief. Ich bin überzeugt, die Infanterie wäre um 30000 Mann besser geworden, wenn man 10000 ganz schlechte Menschen, die sich unter selbiger befanden, in einem Tage weggejagt hätte. Der König hätte, wenn er geitzig gewesen wäre, sich diese Ausgabe erspart; aber er behielt sie deswegen bei, um seinen

ner Officiers und Unterofficiers dadurch beständig Beschäftigung zu schaffen, daß sie die Rekruten erst exerciren, und dann auf die Ungezogensten unaufhörlich genaue Achtung geben mußten. Er erklärte sich einmal darüber ganz deutlich gegen den Obersten v. Buttlar, damaligen Commandeur des Regiments-Garde. Es stand bei diesem Regiment ein Soldat, der ein Spanier von Geburt und einer von jenen unglücklichen Menschen war, die schlechterdings durch nichts zu bessern sind. Nachdem man alles Mögliche mit ihm vergebens gesucht hatte, sagte der Oberste Buttlar endlich zum König: „Der Mensch ist eine wahre Last für das Regiment: Ihro Majestät sollten ihn wegjagen." „Den Teufel auch!" antwortete ihm der König, von dessen Lieblingsausdrücken dieses einer war, „ich kenne den Menschen, es ist ein braver Kerl. Ihr wollt lauter Schlafmützen haben, damit ihr und eure Unterofficiers auch den ganzen Tag schlafen könnt. Er soll bleiben!"

Der König liebte das Geld nicht, er achtete es kaum, bei sich trug er nie welches. Das, was man gewöhnlich bey andern Fürsten Chatoulle oder Cabinets-Casse nennt, bestand bei ihm beständig in 1000 Stück Friedrichsd'ors, die unverschlossen in Rouleaus von 50 bis 100 Stück in seinem Zimmer auf dem Tisch lagen. Wenn sie alle waren, bekam der zeitige Geheime Kämmerer, eigentlich sein erster Kammerdiener, der meistens die Livree eines Kammerhusaren trug, den Auftrag einen neuen Vorrath zu schaffen. Zu dieser Stelle kam jederzeit ein Mensch, der vom

Tambour oder Grenadier des Garde-Bataillons erst zum so genannten Klein-Laquai, alsdann zum Kammer-Laquai, und endlich bis zu dem Verwalter des königlichen Privatschatzes stieg. Mehr als einer dieser Leute hatten zuweilen jährlich Tonnen Goldes unter ihren Händen, und zu berechnen. Es ist außer Zweifel, daß von jenen 1000 Friedrichsd'or mehr als ein Paket in unrechte Hände kam, ohne daß es der wenig darauf achtende König auch nur bemerkte. Und wenn es auch geschah, daß er die gar zu geschwinde Abnahme dieser seiner Börse gewahr ward, so war alles, was er that, daß er dem Kammer-Husaren vielleicht sagte: „Aber Schlingel, wie ist es möglich, daß das Geld schon wieder alle seyn kann? Schafft nur geschwinde anderes.“ Dieses Geld sollte eigentlich nur zu solchen Ausgaben verwendet werden, zu denen kein besonderer Fond angewiesen war. Küche, Kellerei, Bediente, königliche Gebäude und Gärten hatten alle ihren festgesetzten Etat.

Gebaut hat wohl nicht leicht ein König mehr, und das Geld zuweilen dabei wirklich mehr weggeworfen, als er. Potsdam, was doch nie mehr war als eine große Caserne, kostete Millionen. Die Festung Silberberg, welche, wie viele große Ingenieurs behaupten, mehr ein Kunstwerk, als eine für den Schutz von Schlesien nothwendige Festung ist, hat ungeheure Summen erfordert. Er schlug nie Geld ab, was ihm zur Verbesserung seines Landes abgefordert wurde; und hat sich sehr oft von Unwissenden, oder gar treulosen Unterneh-

mern

mern betrügen lassen. Was er seinem Lande geschenkt hat, ist weltkundig. Wenn er zuweilen bei kleinen Gelegenheiten unköniglich gab, so geschahe dies gewiß nicht aus Geitz, sondern deswegen, weil er, so ein erfahrner Finanzier in Großen er auch war, doch wirklich den Werth des Geldes und den Preis der Dinge nicht recht kannte. Davon mag folgendes zum Beweise dienen. Als die Armee Anno 78 in Böhmen eingerückt war, entstand schon am zweiten Tage eine ganz unerhörte Theurung im Lager. Gleich neben dem Hauptquartier schlug ein Marketender, der mit Zucker und Kaffee handelte, seine Bude auf. Der König ging, nachdem er die Parole ausgegeben hatte, mit dem General Tauenzien spazieren, und sagte ihm lächelnd: „Sehe er einmal, wie sich die Packknechte an die Bude des Kerls herandrängen, meine Officiers müssen doch noch Geld haben; ob wohl der arme Teufel was verdient? Ja wohl, sagte Tauenzien, er ist erschrecklich theuer, er nimmt für das Pfund Zucker einen Thaler. So? — sagte der König ganz naiv, das ist wohl theuer?“

Nun muß ich noch etwas berühren, woraus so viel kurzsichtige Menschen des Königs Geitz haben erweisen wollen: Das ist nämlich seine schlechte Kleidung. Ich behaupte aber, dies war die allerstudierteste Coquetterie, wenn man unter diesem Worte anders eine Sucht zu glänzen und Andern in die Augen zu leuchten, verstehn will. Was dem Diogenes seine Tonne war, das war dem König

nig sein schlechter Rock, seine zuweilen zerrissenen Stiefeln, und seine mehrentheils vor Alter roth gewordenen schwarzen sammtnen Beinkleider. Er wollte immer gerade so aussehen, wie er auf dem Schlachtfelde von Lowositz, von Roßbach, von Leuthen, von Cunnersdorf ausgesehen hatte. Das Auge des Vorübergehenden sollte auch nicht eine Sekunde auf der Schaale verweilen, sondern gleich voller Bewunderung auf den Kern zurücksehen. Sein über alles erhabener Geist konnte auch nicht den allerentferntesten geborgten Glanz vertragen. In seinen jüngern Jahren war er immer geschmackvoll und prächtig gekleidet. Bis zum siebenjährigen Kriege trug er noch oft die Gallamontirung seines ersten Bataillons. Aber nach diesem, seinen Ruhm auf ewig gründenden Kriege verschwand dies alles. Nun schmückten Lorbeeren, wie sie noch keinen Feldherrn krönten, sein Haupt, was sollte da ein modisches Kleid? Bedenken Sie ferner, daß ihm die Zeit viel zu kostbar war, als daß er sie an dem Putztisch hätte verwenden sollen. Nach und nach artete freilich diese erst mühsam erlernte Entsagung vom Putz in Gewohnheit aus, und ward, wie es fast immer der Fall ist, Uebertreibung. Wer, als ein sehr schwacher Beobachter, könnte also nun noch einen Augenblick glauben, daß es Geitz gewesen sey, der ihn bewog, sich so und nicht anders zu kleiden?

In seinem Wohnzimmer sahe es aus wie auf einer jeden Studierstube. In dies Heiligthum

durfte

durfte kein Mensch hineindringen, kein Burggraf, kein Zimmerpolierer, und wie dergleichen Kreaturen heißen, die andere große Herren dafür bezahlen, ihre Zimmer täglich in kleine Tempel zu verwandeln, in welchen sich die oft noch kleinere Pagode so gerne anbeten läßt, durfte jemals in diesem der Weisheit und dem Fleiße geheiligten Zimmer aufräumen.

Wenn er Feste anstellte, was freilich in den letzten 12 Jahren seines Lebens sehr selten geschah, weil es wenig Menschen mehr gab, für die er welche anstellen mochte, so waren sie prächtig, aber immer unerträglich steif. Um alles das, was bon ton heißt, hatte sich Friedrich seit vielen Jahren nicht mehr bekümmern mögen, und Hofkavaliers, die weiter nichts kennen und auch weiter nichts zu thun haben, als diesen zu studiren, hielt er nicht; also hatte freilich ein solches, von einem Kammerhusaren, oder höchstens von einem invalid gewordenen Officier, der den Titel als Hofmarschall hatte, arrangiertes Fest immer das Ansehen einer militärischen Parade. Ein Hofball, oder eine sogenannte große Cour war überhaupt der Platz, auf welchem Friedrich sich am wenigsten vortheilhaft ausnahm.

Neunter Brief.

Im Umgang war der König gewiß einer der liebenswürdigsten Menschen, die je gelebt haben. Ich kann zwar meine eigene mit ihm gehabten Unterredungen nicht so wie der hannöversche Esculap von Nro. 1 bis 33 herrechnen; aber ich habe ihn doch gesprochen, und ihn oft mit Andern sprechen hören.

Zu seinen eigentlichen Gesellschaftern, mit denen er über Politik, Kunst, Geschichte oder Witz sprach; mit einem Worte, die er zu seinem Vergnügen und Erholung brauchte, wählte er nur Leute von tiefen Kenntnissen, richtiger Beurtheilungskraft und glänzendem Witze, wie z. B. alle die französischen Gelehrten waren, mit denen er gleichsam den Morgen seines Lebens zubrachte. In spätern Jahren waren es ein Oberster Quintus; ein Herr von Mitchel; ein Abt Bastiani; ein Herr von Katt; ein Bischof von Ermeland; der regierende Herzog von Braunschweig; General Rodich; Graf Nesselrode; Marquis Luchesini; und am Rande des Grabes, wie uns Herr Zimmermann freilich nur ganz allein sagt, der Ritter Zimmermann. In dergleichen Gesellschaften sprach er ohne alle Rückhaltung; doch hörte er das, was ihm Andere sagten, mit Ruhe und Aufmerksamkeit an, und erlaubte sich nur äußerst selten starke Spöttereyen gegen sie. Doch

konnte er auch an solchen Männern nicht gut vertragen, wenn sie im geringsten das zu seyn schienen, was man à prétention nennt. Denn sogar seinem alten täglichen vertrauten Gesellschafter, dem vortreflichen Quintus, sagte er einsmals etwas eben so Beißendes und Unschickliches. Er fragte ihn nämlich: „Womit beschäftiget er sich denn jetzt?“ „Ich schreibe etwas über das Metier,“ antwortete ihm dieser. — „Was, über das Metier? Sein „Metier ist, wie man im Hubertsburger Schlosse „die Treffen von den Tapeten schneidet.“ Sehr kurz, und in dem bittersten Tone erwiederte ihm der sonst so sanfte Quintus: „Wenn es das wirk„lich wäre, so hätte ich es nur von Ihnen gelernt.“ Und nun hatte er auf eine lange Zeit vor dergleichen Anfällen Ruhe. Oft sagte der König von Leuten: „Der Mensch ist mir viel zu klug.“ So beurtheilte er z. B. den verstorbenen General Gaudi, auch den General Saldern, und den General Möllendorf; den vortreflichen Möllendorf behandelte er aus diesem Grunde zuweilen etwas mit Kälte.

Eine zweyte Art von Gesellschaft wählte sich Friedrich bloß deswegen, um durch diesen vertrautscheinenden Umgang den Leuten, die er dazu wählte, noch mehr Gewicht und Ansehen zu geben. Dazu gehörten die meisten seiner Generals, mit denen er zuweilen Tage und Wochen ganz allein verlebte. Denn wie wäre es, unter andern, sonst wohl möglich gewesen, daß er nur eine Minute mit dem General Ramin, der eigentlich noch in das Zeitalter

der Hunnen und Vandalen gehörte, anders als auf der Parade hätte sprechen können? Aber seinem einmal angenommenen Grundsatz gemäß, konnte er es doch über sich gewinnen, die Erzählung seiner Fähndrichstreiche mit einer Art von Theilnehmung anzuhören. Vom General Ziethen, dem alten würdigen Greise, der freilich eher eine Bataille zu gewinnen, als Friedrichen zu unterhalten wußte, sagte er einmal selbst, als er ihn fragte: „Was „machte er denn eigentlich für ein Manöver bey „Torgau, mein lieber Ziethen?“ und ihm dieser antwortete: „Nun was machte ich? Ich sahe, daß „die Oesterreicher den Teichdamm nicht besetzt hat„ten, und kommandirte Marsch!“ „Der Mann ist „grausam dumm, aber er hat Glück.“ Den General Seidlitz, der oft in 24 Stunden kaum 24 Worte sprach, immer von finsterer Laune war, und außer vom Reiten, Trinken und Jugendsünden wenig zu sprechen mußte, hatte er sogar die Erlaubniß gegeben, in seiner Gegenwart Toback rauchen zu dürfen; und der König sahe oft gähnend dem aus seiner Pfeife fliegenden Rauche nach, und doch ließ er ihn fast alle Jahr einige Wochen zu sich kommen, und that immer als wenn er sich seiner Gesellschaft freuete. Eigentlich freuete er sich, nicht den Herrn von Seidlitz, wohl aber den Sieger bey Roßbach und Zorndorf bey sich zu sehen. Eben diese Bewandniß hatte es mit seiner fast täglichen Tischgesellschaft. Noch eine andere Art Menschen, die er oft sprach, ob er sie gleich eigentlich nicht schätzte, oder wol gar verachtete, zog er deswegen

zu einer gewissen Art von vertraulichem Umgang, um Stadt- und Armeeneuigkeiten von ihnen zu erfahren. Darunter gehörten vorzüglich die Generallieutenants von Buddenbrock und von Krockow. Auch war er nie ganz ohne die Art Menschen, die man an seines Vaters Hofe unter dem Titel der lustigen Räthe so häufig fand. Er hielt zwar dergleichen Art Leute nicht besonders; aber er suchte sich immer Jemanden aus, an dem er oft auf unschickliche Art seine lustige Laune übte. Der letzte Mann, und den der König am längsten auf diese Art gebraucht hat, war der Oberstallmeister von Schwerin, den mein lieber Zimmermann schlechterdings zum Helden und Weisen machen will; ohnerachtet er sich doch nicht entbrechen kann, des kleinen Geschichtchens mit der Portechaise Erwähnung zu thun, die wohl hinlänglich beweist, auf welchem Fuß der König mit ihm stand.

Witzige Einfälle hörte der König ungemein gern, doch konnte er sie nicht von jedermann gut vertragen. Der Bischof von Ermeland war einer von denjenigen Menschen, die ihm alles sagen konnten. Nur einen seiner Einfälle will ich Ihnen zur Probe erzählen. Der König hatte sich auf einem Carniol das preußische Wappen ins Kleine stechen lassen. Man brachte ihm das Petschaft, da er eben an der Tafel saß; er besahe es, und sagte: „O! „das ist sehr schlecht gestochen! Man sieht gar nicht, „daß das ein Adler seyn soll. Sehen sie einmal,“ und so übergab er es dem Bischof. Kaum hatte

der es flüchtig angesehen, so sagte er: „O! Ihro „Majestät, seyn sie ganz unbesorgt, daß es ein „Raubvogel ist, sieht ja die ganze Welt."

Sogar im Dienst ließ er sich zuweilen ganz besondere Antworten gefallen. Als er den General Kleist von Leipzig aus ins Reich schickte, um die dasigen Gegenden, so weit als er kommen konnte, zu brandschatzen, sagte er ihm, da er ihn abfertigte: „Nun höre er, Kleist, wenn er diesmal wieder mit mir theilt, wie bey seiner ersten Expedition, so laß er mir einmal die große Hälfte." „Dies hat Ihnen ein schlechter Kerl gesagt," antwortete Kleist sehr trotzig. „Aber Herr," fuhr ihn der König an, „vergesse er nicht, mit wem er „spricht. Ich werde Kriegsrecht über ihn halten, „und ihm den Kopf vor die Füße legen lassen." So ganz ausser sich vor Zorn hob der König, vielleicht mehr aus Zufall als mit Absicht, den Stock auf. Kleist legte gleich die Hand an den Säbel, und zog ihn etwas heraus. Der König, der das bemerkte, schrie ihm zu: „Herr, was macht er?" „Ich setze mich bloß in Bereitschaft," antwortete Kleist, „gegen etwas, das ich nie werde geschehen „lassen." Der König war außer sich, rufte einen Adjutanten, befahl Kleisten auf der Stelle den Säbel abzunehmen, und schickte ihn in Arrest. Seine Feinde, deren er nicht wenige, besonders in der königlichen Suite hatte, sahen ihn schon mit verbundenen Augen auf den Sandhaufen knieen. Am dritten Tage aber trat er schon seinen Marsch ins

Reich an. Nach der Revüe bei Neiß welcher der Kaiser beigewohnt hatte, und wo er das Seidlitzische Regiment so bewunderte, daß er dem General sagte: „Wenn ich ein Particulier wäre, ich müßte „in diesem Regimente dienen;“ war der König entweder über die großen Lobeserhebungen, die man dem Regiment beygelegt hatte, etwas aufgebracht; oder er wollte zeigen, daß er, seiner Vollkommenheit ohnerachtet, doch etwas daran auszusetzen finden könnte. Das folgende Jahr darauf sagte er also zu dem General Seidlitz; „Mein lieber Seidlitz, ich „dächte sein Regiment ritte viel länger als meine „übrige Cavallerie.“ Seidlitz, nicht gewohnt auch nur ein Wort, was einem Verweis oder Tadel glich, zu vertragen, antwortete ganz kurz: „Ihro Ma„jestät, das Regiment reitet heut noch so, wie bey „Roßbach.“ Der König war still, und bezeugte von diesem Augenblick so eine außerordentliche Schonung gegen Seidlitzen, wenn er in oder außer dem Dienst mit ihm sprach, daß eben der nämliche Stallmeister Schwerin einstmals an der Tafel, wo der König äußerst unhöflich mit ihm scherzte, ihm sagte: „Ja Ihro Majestät, mir können sie so etwas leicht „sagen, aber probieren sie es einmal, und sagen „Sie es dem dort,“ auf Seidlitzen zeigend. Der König erröthete, und die Unterredung war wie abgeschnitten. Von seinem Kapellmeister Benda ließ er sich verschiedentlich sagen, wenn ihn dieser beim Accompagnement erinnerte: „Ew. Majestät „blasen falsch,“ und der König zuletzt verdrüßlich antwortete: „Ich habe Recht: er spielt unrecht.“

„Wenn Ihro Majestät als König sprechen: Ja!
„als Musikus aber nicht.“

Ein großes, freilich aber nicht sehr königliches Vergnügen, war es für ihn, die Leute aneinander zu hetzen. Dadurch stiftete er oft bei einem Mittagsessen lebenslängliche unversöhnliche Feindschaften in seiner Armee, die er selbst nachher wieder auszusöhnen nicht im Stande war. Sein täglicher Gesellschafter zu seyn, war nicht die angenehmste Bestimmung. Der Oberste Quintus, nach meiner Meinung, einer der wenigen wirklich wahren Weisen, die ich je gekannt habe, sagte oft scherzhaft, wenn er voller Verdruß des Abends um 5 Uhr zum König gehen mußte: „Das habe ich in „meiner Jugend verdient, da konnte ich nicht gern „vier Wochen lang bei einer liebenswürdigen Frau „aushalten, und nun muß ich meine Lebenszeit, „bei einem alten und oft mürrischen Könige zu„bringen.“

Einen ganz sonderbaren Auftritt muß ich Ihnen doch erzählen, den dieser mir so liebe Mann einmal mit dem Könige hatte. Einer von den Leibhunden des Königs war schon seit einigen Tagen krank. Jäger, Hirten, Schmiede und alles, was sich mit Hundekuren abgiebt, waren schon vergebens gebraucht worden. Quintus hatte schon, dieses kranken Lieblings wegen, verschiedne Abende höchst traurig beim Könige zugebracht. Ganz Potsdam war in Bewegung, über die den König übler

Laune machende Krankheit des Hundes, wie man es an einem andern Hofe kaum ist, wenn der Maitresse irgend ein Unglück zugestoßen ist, als sich ein Soldat vom ersten Bataillon fand, (und was hätte sich in dem Bataillon nicht alles finden sollen?) der die Kur des vierfüßigen Lieblings zu übernehmen sich erbot. Der Adjutant des Bataillons, der dem Könige alle Morgen den Rapport bringen mußte, und dem nicht wenig an der Wiederherstellung der Thisbe (denn so, oder Thetis hießen alle Leibhunde des Königs) gelegen war, weil auch ihm ihr Kranksein seinen ohnehin sehr mühsamen Dienst nicht wenig erschwerte, sagte dem Könige also gleich den zweiten Morgen: es habe sich ein Soldat gefunden, der den Hund kuriren wolle. Der König belebt von Freude und Hofnung, befahl ihm den Menschen sogleich zuzuschicken. Dies geschah, er sah den Kranken, und versicherte, wenn er in 24 Stunden nichts zu fressen bekäme, darauf zwei Pillen einnähme, so wollte er ihn wieder herstellen. Der König, außer sich vor Freuden, versprach alles geben zu wollen, was er verlangte, wenn das Mittel hülfe. Die Pillen wurden gemacht, und der Hund empfing sie aus des Königs Händen. Quintus, der, wenn er nicht beim König seyn mußte, sich gar nicht um Hofneuigkeiten bekümmerte, wußte von diesem ganzen Vorfall nichts, und kam in seiner, seit einigen Tagen nun schon gewöhnlichen finstern Stimmung auf die ihm festgesetzte Stunde zum König. Er fand ihn heut unruhiger als gewöhnlich. Quintus schwieg: der Kö-

nig sagte kein Wort. Quintus sprach; der König antwortete gar nicht, oder kaum zwei Worte, er las; der König hörte nicht zu, sondern sahe beständig ängstlich nach der Uhr, und zwar aus dem Grunde, weil der Hundearzt beim Eingeben der Pillen als ein sicheres Kennzeichen der Genesung angegeben hatte, daß der Hund zu einer bestimmten Stunde Oefnung bekommen würde. Mit einemmale sprang der König hastig auf, nahm ein Licht in die Hand, und gab Quintussen ein zweites, mit den Worten: „Ach lieber Quintus helfe er mir doch suchen.“ Quintus glaubte, das Geringste, was vorgehen sollte, sey eine Geisterbeschwörung: aber es war etwas Materielles, was in diesem Augenblick der größte König und dessen klügster Freund suchten: nicht mehr und nicht weniger war es, als die Wirkung der Medicin, die irgendwo unter einem Stuhle oder einer Kommode verborgen liegen mußte. Ein Schatz, den Friedrich gefunden hätte, würde ihm in dem Augenblick weniger Freude gemacht haben, als der Anblick dessen, was er jetzt so ängstlich suchte, und mit einem freudigen: „Ja! „ja! da ists!“, verkündigte er dem Quintus, der noch immer nicht recht wußte, wovon eigentlich die Rede war, seinen glücklichen Fund. Endlich aber zeigten diesem seine Augen, und vielleicht noch ein zweiter Sinn, zu was für mancherlei Beschäftigungen man sich muß brauchen lassen, wenn man Günstling eines großen Herrn ist, und wäre es auch selbst eines Friedrichs.

Zehnter Brief.

Sie haben wohl recht, mein Freund, es war ein ganz besonderer Zug in dem Leben des großen Friedrichs, daß er, während seiner ganzen 40jährigen Regierung, beinahe gar keine, auch nicht einmal eine gesellschaftliche Verbindung mit Frauensperso- nen hatte. Ich bin weit entfernt den Grund die- ser Entfernung da zu suchen, wo ihn Herr Zim- mermann, der freilich Dinge weiß, die außer ihm kein Mensch unter Gottes Sonne je gewußt hat, zu finden glaubt. Von jenem berühmten Schnitt, wovon uns dieser weise Mann so viel erzählt, ha- be ich, der ich doch Leute von aller Art genau ge- kannt habe, welche Jahre lang beständig um den König waren, und alle, auch nur die geringsten körperlichen Mängel, die er hatte, recht gut wuß- ten, nie ein Wort gehört. Daß der König von Natur in gewissem Betracht nie dem Herkules gleich gewesen, war allgemein bekannt, und der König selbst hat oft ziemlich frey darüber gescherzt: daß er aber jemals dem Combabus ähnlich geworden sey, davon wußte kein Mensch etwas. Daß er hinge- gen wirklich in den Geschmack der sogenannten grie- chischen Liebe gekommen war, wurde von allen den- jenigen, die es wissen konnten, mit solchen Um- ständen erzählt, daß beynahe kein Zweifel mehr übrig blieb. Zwei Dinge haben mir besonders sichere

Be-

Beweise davon geschienen. Erstlich die Wahl aller seiner Bedienten; das heißt aller derjenigen, die sich seiner Person naheten, als Läufer, Leibjäger, Kammerhusaren, u. dgl. Letztere besonders hätten aus der ganz eigenen Art, mit der sie sich kleiden mußten, schon können vermuthen lassen, daß sie mehr als gewöhnliche Kammerdienste leisten mußten, Es konnte nie ein anderer, als ein vollkommen schöner und junger Mensch zu einem dieser Posten gelangen. Der König wählte sie alle selbst. Er, der sonst so strenge war, sahe ihnen die größten Ungezogenheiten nach. Es gab Zeiten in ihren Dienstjahren, wo sie Geld zum Wegwerfen hatten. Nichts konnte sie sicherer um ihren Dienst bringen, als weiblicher Umgang; an die Erlaubniß zum Heirathen war nicht zu denken. Es versteht sich indeß von selbsten, daß bei den zunehmenden Jahren des Königes diese Dinge einige Abänderungeu litten. Das Zweite, was ich für einen Beweis jener Leidenschaft des Königs halte, war dieses: daß seit seiner Regierung diese Ausschweifung in Berlin und Potsdam gewöhnlich war. Man kann sich die Greuel dieser Art, die an diesen beiden Orten vorgiengen, kaum denken: und sollte die Wahrheit, die Friedrich selbst so schön ausdrückt, wann er sagt:

> L'exemple d'un Monarque impose et se fait
> suivre.
> Lorsqu' Auguste buvait la Pologne étoit
> ivre. etc.

hier

hier allein nicht Statt gefunden haben? Auf diesen Geschmack gründe ich, meiner Meinung nach, die erste Entfernung des Königs vom schönen Geschlecht. Den Umgang der Weiber flohe der König ferner vermuthlich darum, weil ihm die Prinzessin Amalia, die ihr ganzes Geschlecht äußerst haßte, und darum eifersüchtig auf dasselbe war, daß ihre Reize sich so geschwind verändert, und in die schrecklichsten Züge verwandelt hatten, die in Berlin lebenden Frauens alle als wahre Messalinen und verächtliche Creaturen schilderte. Vermöge dieser Beschreibung konnte der König nun nicht anders, als die Frauens, die er hätte sehen können, verachten, und sich mithin von ihnen entfernen. Der siebenjährige Krieg hatte ihn vollends gänzlich von allem weiblichen Umgang entwöhnt. Die Weiber, die das wieder erfuhren, was er von ihnen dachte und sprach, fürchteten sich vor ihm, und fingen an ihn zu fliehen. Was war also natürlicher, als daß er gar keinen Umgang mehr mit ihnen haben konnte und wollte.

Jene große sich im königlichen Hause wenige Jahre nach dem Frieden von 63 ereignete Begebenheit, die Ihnen zu bekannt ist, als daß ich sie hier zu erzählen brauchte, brachte das weibliche Geschlecht vollends um alle Achtung des Königs, da er vielleicht eben in dem Begriff stand, sich völlig wieder mit ihm auszusöhnen.

Leute, die den großen Friedrich sehr genau kannten, haben mich versichert, daß eben dieser Vorfall und der Tod des Prinzen Heinrichs von Preußen, den der König so zärtlich liebte, seinem

Charakter eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Die Welt schien alle Reize, und das Menschengeschlecht allen Werth in seinen Augen verloren zu haben; er zog sich beinahe ganz in sich selbst zurück; klagte beständig über den Verfall der Sitten; war finsterer und härter. So sehr die Weiber, wie ich eben gesagt habe, in dem letzten Viertheil seines Lebens ihn flohen und haßten, so sehr hatten sie ihn vorher geliebt und seine Gesellschaft gesucht. Eine Frau in Berlin, die Männer von aller Gattung ziemlich genau gekannt hatte, hat mir mehr als einmal gesagt: sie habe nie wieder einen Mann aus irgend einer Völkerschaft kennen lernen, der sich artiger und angenehmer gegen die Weiber zu betragen gewußt hätte, als es der König gekonnt. Sie sagte oft: „Wenn nur alle unsere jetzige Elégans vom König hätten lernen können, wie man eine Frau von Stande grüßen muß.“ Auch diese warf die Schuld dieser Veränderung auf die in seinem Geschmack der Liebe abgeänderte Wahl. Seine Abneigung für das Heirathen ging so weit, daß er es bei seinem ersten Bataillon Garde keinem Menschen gestattete. Es mußten ganz besondere Umstände eintreten, wenn er es einem Officier desselben erlaubte, und geschahe es, so war seine baldige Entlassung, oder wenigstens Versetzung aus demselben beinahe ausgemacht.

Eben dieses Bataillon war etwas so ganz Sonderbares, daß ich es für Schuldigkeit halte, Ihnen eine nähere Beschreibung in meinem folgenden Briefe davon zu machen.

Eilfter Brief.

So lange man Soldaten gehalten hat, wurde gewiß noch nie ein Corps so behandelt wie dieses. Es ist bekannt, daß der König gleich bei seiner Thronbesteigung dieses Bataillon errichtete. Den ersten Stock dazu nahm er aus dem ersten Bataillon desjenigen Regiments, was er als Kronprinz gehabt hatte, und die übrigen Regimenter der Armee, (das einzige Bataillon, was die Garde seines Vaters gewesen war, und unter dem Namen der großen Potsdammer so bekannt ist, ausgenommen:) mußten drei Mann dazu abgeben. Diese alte Garde ließ er ganz, ohne die geringste Abänderung, so wie sie war, nur daß er einige Leute, die zu theure Zulagen hatten, und einige andere, die zu dringend um ihren Abschied baten, erließ. Kein Mann durfte in sein erstes Bataillon eingestellt werden, den der König nicht selbst dazu bestimmte. Vor dem siebenjährigen Kriege wählte er aus allen abgegebenen die schönsten, oder die, die er wenigstens dafür hielt; nach demselben aber nahm er keinen von den Regimentern, mit denen er nicht zufrieden zu seyn Ursache zu haben glaubte, und wenn es auch Muster von Schönheit gewesen wären; sondern diese kamen unter die alte Garde oder zum Regiment Garde, oder zur Garde du Corps. Denn bei den sogenannten Unrangirten, welches die

Baum=

Baumschule aller königlichen Garden war, hörte aller Unterschied zwischen Cavallerist und Infanterist auf. Die Eigenschaften, die der abgegebene Mann haben mußte, waren: er durfte nicht unter neun Zoll groß, nicht 30 Jahr alt, und er mußte unverheirathet seyn, auch nie eine Regimentsstrafe erlitten haben. In spätern Jahren kam noch diese Bedingung hinzu, daß er weder ein Franzose, noch ein Pohle seyn durfte: das letztere bloß deswegen, weil der König die sich auf ky endigende Namen nicht leiden konnte; und die erstern wollte er darum nicht mehr nehmen, weil sie fast nie das eingeschränkte Leben gewohnt werden konnten, und mehrentheils die Urheber aller Desertionskomplotte, oder anderer grober Excesse waren. Sobald der Mensch in das Bataillon gekommen war, so hörten alle seine Verbindungen, die er mit der übrigen Welt hatte, ganz auf; eben so als wenn er in den Orden de la Trappe getreten wäre. Hätte er sollen hundert Jahr alt werden; so war doch keine Hofnung für ihn mehr übrig, seine Entlassung jemals zu bekommen. Konnte er Alters oder Gebrechlichkeit halber nicht mehr im Bataillon dienen, wozu jedoch der äußerste Grad von Unbrauchbarkeit erfordert wurde; so veränderte er nur den Rock, aber nicht seine Lage. Er wurde von Potsdam auf eine kleine Insel der Havel, welche der Werder heißt, versetzt. Da mußte er, mit Beibehaltung alles dessen (die reiche Montirung allein ausgenommen,) was er als Feldsoldat gehabt hatte, noch immer Dienste thun. Dieser Dienst bestand darin,

daß er das Einbringen der Contrebande und das Fortkommen der Deserteurs aus Potsdam zu verhindern suchen mußte. Wurde er endlich zu schwach, um auch diesem Dienste vorstehen zu können; so schlich er in diesem kleinen Städtchen, vielleicht tief am Stocke gebeugt, aber noch immer als Soldat, seinem Grabe zu. Wäre ferner der neu in die Garde getretene Mann auch nur wenig Stunden von Potsdam zu Hause gewesen, so war er darum nicht minder von seinem Geburtsort so gut auf zeitlebens entfernt, als wenn selbiger im entferntesten Theile von Afrika gelegen hätte: denn er bekam nie eine Stunde Urlaub. Nur wenn exercirt ward, kam er vor das Thor. Er mußte wie eine in Potsdam eingewurzelte Pflanze sein Leben verblühen sehen. Selbst in der Stadt durfte er nicht ohne Paß, und den erhielten nur sehr wenige, aus dem Bataillonsbezirke gehen, der in einigen und noch dazu von den ödesten Straßen der Stadt bestand. Er durfte an keinen Versammlungsort der übrigen Garnison kommen, denn da diese das erste Bataillon mehr haßten, als sie je Russen und Oesterreicher gehaßt hatten, so war aus diesem Grunde aller Umgang zwischen diesem Bataillon und den andern Regimentern bei Gassenlaufen verboten. Kein Soldat durfte Handarbeit verrichten, die wenigen Professionisten und Künstler ausgenommen, die in Quartieren arbeiten konnten. Zu ihrer Aufwartung mußten ihnen die Wirthe Leute halten, die ihnen alles, was sie brauchten, holen mußten. Ihr Dienst war sehr bequem, sie kamen nur immer

 alle

alle 12 oder 13 Tage auf die Wache, und auch da quälte sie die schrecklichste Einförmigkeit; denn da sie bloß die Schloßwache zu besetzen hatten, und die Schildwache oft sehr vielerlei beobachten mußten, kamen die Leute fast ihre ganze Lebenszeit durch immer auf den nemlichen Posten. Um ihnen nun die einer Art von Höllenstrafe ähnliche Langeweile einigermaßen zu mildern, war ihnen erlaubt, und beinahe befohlen, des Sommers auf der Straße Ball zu schlagen, und im Winter auf dem Baßin Schlittschuh zu laufen. Auch dazu wurden, jedoch in der Stille, Officier und Unterofficiers commandirt, die sie beobachten und dafür sorgen mußten, daß sie beim Visitiren, welches täglich nur viermal geschah, nämlich des Morgens bei der Reveille, des Mittags um eilfe, gegen Abend und nach dem Zapfenstreich, wieder in ihren Quartieren waren. Sonst wählten sie sich zuweilen ganz sonderbare und außerordentlich sinnreiche Arten von Beschäftigungen. Da es bei einem solchen Extrakt aus einer so zahlreichen Armee nicht an Genies und Künstlern von aller Art fehlte, so führten sie zuweilen auf der Straße recht gut ausgearbeitete theatralische Stücke auf, oder sie machten Musik, fochten, tanzten, predigten, stellten Maskeraden an; mit einem Worte, man sahe, wie erfinderisch der menschliche Verstand ist, um sich nur einigermaßen Geschäfte zu machen.

Schöner exercieren kann man wohl nicht leicht sehen, als es von diesem Bataillon geschah, wenn

es der König selbst kommandirte. Zum Exercieren zu marschiren war ihnen ein Fest, auf die Tage des Manövers freueten sie sich das ganze Jahr. Wenn sie aber nicht in Reihe und Glieder standen, waren sie äußerst ungezogen. Da ihnen schlechterdings niemand als der König und ihre Officiers etwas befehlen durften, so achteten sie die andern Officiere gar nicht. Ihre Wache ging vor niemanden als vor dem Könige, vor allen Prinzessinnen des königlichen Hauses und vor den Stabsofficiers ihres Bataillons ins Gewehr. Es war gewiß der Quartirkanton dieses Bataillons einer der interessantesten, und für den mehr um Menschen als um leblose Dinge kennen zu lernenden Reisenden der lehrreichsten Schauplätze. Hier sahe man den tiefsten Gram und die ausschweifendste Fröhlichkeit zugleich; hier ein Gesicht, welches zeigte, daß anhaltender Verdruß seine Seele ganz fühllos gemacht habe; dort eine Physiognomie, die einen Geist verrieth, der auf nichts als Mittel dachte, seine Banden zu zerreissen; man hörte alle in Europa bekannte Sprachen sprechen, alle nur erdenkliche Instrumente tönten unordentlich durch einander, und gewiß nirgend auf der ganzen Oberfläche des Erdbodens hörte man schrecklichere Lästerungen gegen den König als hier, wo beinahe 800 Menschen in einem etwas erweiterten Kerker, die zwar wie Soldaten gekleidet, eigentlich aber die bejammernswürdigsten Sklaven waren, nach Freiheit schmachteten. Der Oberste Quintus nennte diesen Ort gewiß sehr passend eine Galère ambulante. Das allersonderbarste war,

unstreitig die Art, wie sie, des Verbots der Ehe ohnerachtet, die Freuden der Liebe genossen. Es geschahe auf folgende Art: fand ein Genadier des Bataillons ein Mädchen, das ihm gefiel: (mehrentheils war das Waisenhaus der Ort, wo er es suchte,) so fragte er das Mädchen, ob sie mit ihm leben wolle. Nahm es das Anerbieten an, so meldete er sich bei der Compagnie; der Commandeur derselben gab ihm darauf einen Zeddel, worauf weiter nichts stand, als:

Der Grenadier N. N. hat die Erlaubniß die N. N. als Liebste zu sich zu nehmen.

Auf diesen Zeddel mußte, wenn die Weibsperson irgend wo diente, die Herrschaft sie augenblicklich entlassen, oder auch der Bürger in Potsdam seine Tochter, oder der Waisenhaus-Vorsteher die Person verabfolgen lassen. Der Soldat bekam darauf ein anderes Quartier, wo er mit dieser Art von Frau so lange lebte, als es ihnen beiden gefiel. Wollte er nach wenig Tagen oder Wochen die Verbindung wieder trennen, (doch hat man verschiedene Beispiele gehabt, daß sie bis in das entfernteste Alter, wo sie der Tod auflöste, gedauert haben) so meldete er sich wieder bei der Compagnie, bezog sein altes Quartier wieder und die Frauensperson blieb entweder auf ähnliche Bedingung bei einem andern Soldaten, oder sie ging hin, wohin sie konnte und wollte. Niemand durfte ihr darüber den geringsten Vorwurf machen; auch war man in Potsdam dies so gewohnt, daß man gar nicht die geringste Rücksicht darauf nahm. Entstanden aus

dieser in Europa einzigen Art von Verbindung Kinder, so gab sie die Mutter, sobald sie wollte, ins Waisenhaus; und wenn sie nur das Zeugniß der Compagnie vorzeigen konnte, daß sie Liebste bei einem Grenadier gewesen war, so mußte das Kind unweigerlich angenommen werden. Nach 14 bis 15 Jahren nahm der Vater, ohne es zu wissen, seine eigene Tochter auf gleiche Weise vielleicht wieder zu sich. Auch war vielleicht die nämliche Person in kurzer Zeit bei drei, vier und mehr Soldaten sogenannte Liebste gewesen, und über dieses alles war nicht die geringste Nachfrage.

Bis zu dem siebenjährigen Kriege beschäftigte sich der König sehr viel mit diesem Bataillon. Er kommandirte seine Leib-Compagnie, im eigentlichsten Wortverstande, selbst. Der Feldwebel mußte ihm alle Morgen Rapport bringen, so wie des Abends der Unterofficier vom Visitiren. Jeder Gemeine konnte ohne angemeldet zu ihm gehen, wie zu jedem andern Officier.

Seit der Schlacht bei Collin, eine der entschiedensten, die in diesem Jahrhundert ist geliefert worden, hatte der König das Bataillon nur selten gesehen und sich also etwas davon entfernt. Er überließ daher, nach seiner Rückkehr aus dem Kriege, die Compagnie-Geschäfte, nebst den Einkünften derselben, ganz dem zeitigen Commandeur, und nahm bloß täglich vom Adjutanten einen Rapport im Ganzen an. Dies Bataillon kostete dem König mehr als zwei andere Regimenter. Jeder Gemeine bekam

kam monatlich 4 Thlr. Traktament, und für jede Bataille, die er beim Bataillon mitgemacht hatte, monatlich 1 Thlr. Zulage; alle Jahr eine Montirung die gegen 40 Thlr. kostete, und alle sogenannte kleine Montirungsstücke doppelt. Ich habe schon gesagt, daß er auch als Invalide in Werder alles behielt, was er gehabt hatte. Wenn man nun bedenkt, daß dieses Invaliden-Corps immer gegen 300 Mann stark war; wenn man rechnet, was der König jährlich zu der sehr kostbaren Montirung der Officiere zulegen mußte, die auch, so wie die übrigen der Armee nur 4 Thlr. monatlichen Montirungsabzug hatten; dann auch noch die freie Tafel und das beträchtliche Servisgeld, das sie genossen, mit in Anschlag bringt, so wird man finden, daß ich sehr billig rechne, wenn ich sage, daß dieses Bataillon mehr als vier andere kostete.

Die Officiers nahm der König mehrentheils aus den Junkern des Bataillons, selten kam einer aus einem andern Regiment und noch viel seltner ein aus fremden Diensten kommender Officier dazu. Nachdem der König die Ecole Militaire in Berlin gestiftet hatte, erhielten die meisten Zöglinge derselben Stellen bei dieser Garde. Als einen Beweiß, was für Leute in diesem vortreflichen Institut gezogen wurden, darf man nur einen Knobelsdorf, Sidow, Mantschewsky oder Schack nennen. Auch die Leib-Pagen des Königes wurden fast ohne Ausnahme dahin plazirt. Oft schon gab ihnen der König noch als Pagen Officierspatente und behielt

sie noch Jahre lang bei sich. Ihr Avancement ging dann, wie natürlich, von dem Tage ihres Patents an gerechnet, fort. Man muß überhaupt einen königlichen Leib-Pagen ja nicht mit einem sonst gewöhnlichen Pagen verwechseln. Er hatte deren nie mehr als zwey. Diese begleiteten ihn überall. Im siebenjährigen Kriege brauchte er sie wie Flügeladjutanten; sie mußten oft die geheimsten und wichtigsten Aufträge besorgen. Auf das Aeußerliche sahe der König, bei Auswahl der Officiere, nicht besonders, desto mehr aber auf Geburt. Nur einer von sehr gutem Adel konnte in die Garde kommen. Doch nahm er nie Söhne seiner noch wirklich in seinen Diensten stehenden Generale und Ministers, weil er sagte: „die Leute sind zu reich „und dienen nur einige Jahre zum Spaß.“ Einen gebornen Berliner nahm er schlechterdings gar nicht: wie denn diese überhaupt diejenigen seiner Unterthanen waren, die er am wenigsten liebte. Eben so gab es gewisse Familien, von deren Namen er nie einen nahm. Versetzte er einen Officier, und geschahe es auch mit dem größten Vortheile, so war es doch beinahe immer ein untrügliches Zeichen einer Art von Ungnade.

Bis zum siebenjährigen Kriege machten die Officiers dieses Bataillons einen Theil seiner täglichen Gesellschaft aus. Die Stabsofficiers und Capitains aßen beynahe täglich an seiner Tafel, die Subalternen in einem gleich an das seine stoßenden Nebenzimmer, und des Abends waren im Winter alle Officiers des Bataillons wieder auf dem Schlosse

versammelt, und der König kam selbst in diese Versammlung, sprach beinahe mit einem jeden, und brachte auf diese Art einen Theil seiner Abendstunden zu. Gleich nach dem Kriege änderte sich dieses einigermaßen ab: nur die Stabsofficiers aßen, wenn sie besonders gebeten wurden, beim König, die übrige Zeit aber so wie die Capitains an der sogenannten Adjutantentafel. Die Subalternen und Junkers aber in einem der untersten Zimmer des Schlosses. Die Abendgesellschaften hörten ganz auf, bis die Prinzessin von Preußen nach Potsdam kam, die den König auf einen ganz andern Ton brachte. Da wurden fast täglich einige Officiers vom Bataillon des Nachmittags schon zum Könige, auch wenn er zu Sans Souci war, gebeten. Es wurden theatralische Vorstellungen gegeben; jede Woche einigemal getanzt oder kleine Spiele gespielt, an welchen Vergnügungen der König immer den lebhaftesten Antheil nahm. Mit dem Fall dieser unglücklichen Prinzessin endigte sich das alles. Erst im Winter 72 fiel es dem Könige auf einmal wieder ein, die Abendgesellschaften der Officiers der Garde wieder anzufangen. Alle Officiers, so nicht im Dienst waren, mußten sich des Abends um 5 Uhr angezogen, wie sie auf der Parade waren, auf dem Schlosse versammeln. Da konnten sie sich untereinander unterhalten und auch spielen; jedoch mit dem ausdrücklichen Befehl, nie um Geld zu spielen. Der König kam unter die Thüre seines Zimmers, sprach mit dem da am nächsten stehenden wenig Worte; jedoch durfte niemand weiter thun,

als wenn er ihn bemerke, und gieng wenig Augenblicke darauf wieder weg. Gleich nach 7 Uhr wurde gespeist, und noch vor neunen war das traurige Fest geschlossen. Diese die Officiers quälende Ergötzlichkeit nahm jedoch zu ihrem allerseitigen Vergnügen das zweite Jahr darauf schon wieder ein Ende.

Ich bin deswegen vielleicht zu weitläuftig in der Beschreibung dieses Bataillons gewesen, weil es die einzige Puppe war, mit der der große Friedrich, nach dem er Laune hatte, mehr oder weniger spielte. Ausgemacht gewiß bleibt es, daß nur er ganz allein diese Versammlung vieler so ungezogenen, sich meist unglücklich fühlenden, und nach ihrer Befreiung seufzenden Menschen in Ordnung halten konnte. Sobald sie ihn nur sahen, so waren sie wie begeistert. Wenn man einem Sachverständigen die Augen verbunden hätte, so mußte er an dem ersten Griff, den das Bataillon that, hören können, ob der König gegenwärtig war oder nicht. Bei allen den Gelegenheiten, wo es gegen den Feind geführt worden ist, hat es Wunder der Tapferkeit gethan: es ließ sich bei Collin von der auf ihm einhauenden sächsischen Cavallerie niederhauen und wich doch nicht. In der Schlacht bei Mollwitz feuerte es zweimal mit Pelotons mit eben der Ordnung wie auf dem Exercierplatz. Auch feierte der König das Gedächtniß dieses Tages noch immer dadurch, daß er das Bataillon ausrücken und weiter nichts machen als zweimal mit Pelotons chargiren ließ, mit der kurzen Anrede: „so machten es eure „Vorfahren bei Mollwitz.“ So lange noch Leute

in dem Bataillon waren, die in jener Schlacht mit gewesen waren, wurden sie auf Befehl des Königs an dem Tage an der Officierstafel gespeist. Im Feldzuge von 78, wo die Desertion gleich einer ansteckenden Seuche in der preußischen Armee wüthete, hatte dieses Bataillon beinahe gar keine. Ohnerachtet, wie ich Ihnen schon gesagt habe, diese Leute zuweilen die schrecklichsten Lästerungen gegen den König ausstießen, so hätte ich doch niemanden rathen wollen, in ihrer Gegenwart auch nur ein ungebührliches Wort gegen den König zu sagen. Sie glaubten wirkliche Mitglieder und gleichsam Hausgenossen des königlichen Hauses zu seyn, und hielten sich dadurch für berechtigt, zuweilen, freilich nicht in den gewähltesten Ausdrücken, über ihren Hausvater zu murren; litten aber durchaus nicht, daß ein Fremder sich in ihre Familienverdrießlichkeiten mischte. Gewiß das Bataillon bewies allein, wie weit es jener fast übernatürliche Mann in der Kunst sich lieben zu lassen, gebracht hatte. Jeder andere große Herr, der 800 Menschen nur zwei Jahr hätte so einsperren wollen, als es dieses Bataillon beinahe 40 Jahr gewesen ist, wäre ermordet, oder der Ort seines Aufenthalts wäre angesteckt worden. Ein Blick, ein Wort aus Friederichs Munde, war hinreichend, sie für alles schadlos zu halten. Sie bissen zuweilen vor Wuth in ihre Ketten, bewunderten und liebten aber doch den, der sie ihnen anlegte.

Eilfter Brief.

Sie fragen mich in Ihrem letzten Briefe, was ich von einer Meinung halte, die sich fast allgemein verbreitet hat: daß nämlich der König in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges ein gewisses Giftpulver, als sein letztes Hülfsmittel in Bereitschaft gehabt habe. Ich muß Ihnen also aufrichtig gestehen, daß ich selbige für falsch halte. So viel ich glaube den Charakter des Königs studirt zu haben, so lag der Gedanke des Selbstmords gar nicht in demselben. Kein Mensch hat je das Leben mehr geliebt und angenehmer zu genießen gewußt, als er; und der Gedanke, durch den Cäsar den ängstlich werdenden Schiffer wieder beruhigte, wie er ihm sagte: du führst den Cäsar und sein Glück, verließ ihn keinen Augenblick. Im Gegentheil die meisten seiner Hauptunternehmungen, während seines ganzen Lebens, richtete er nach diesem Gedanken ein. Er war nie größer, nie unternehmender, nie sinnreicher, als wenn ihn Unglück drückte. Er hielt alle Menschen, welche Selbstmörder wurden, für Seelenkranke und mithin äußerst schwache Leute. Er hat oft Stundenlang mit dem Obersten Quintus über diese Materie gesprochen, dessen Zeugniß bei mir sehr viel gilt, und bei jedermann, der ihn gekannt hat, gewiß gelten muß. Dieser, den König so ganz bis in die tiefste Falte seines Herzens kennende Mann, der sich nie von ihm durch glänzende Worte täuschen ließ, und

immer seine wahre Meinung von der, die er zu haben vorgab, genau zu unterscheiden wußte, lachte, so oft er etwas von jenem berüchtigten Giftpulver erzählen hörte. Noch etwas ganz besonderes wär' es, wenn eben dieses Pulver allein nie von irgend einem Pagen, Kammerhusaren u. dgl., wäre gesehen worden, vor welchen der König etwas Körperliches gewiß nicht verbergen konnte, sondern ihnen im Gegentheil oft die wichtigsten Papiere, die er, um sie recht zu verbergen, oft auf dem bloßen Leibe trug, beim Auskleiden in die Hände kommen ließ. Wie gut sich Friedrich aus den allerdringendsten Gelegenheiten ohne Gift zu ziehen wußte, davon hat er ja wohl mehr als einen Beweiß gegeben. Das einzige Uebel, was ihm noch hätte widerfahren können und ihm also noch neu gewesen wäre; was ihn auch zu diesem Schritt, sich mit der Flucht aus dem Leben zu retten, hätte bewegen mögen, das wäre gewesen, wenn er einmal wäre gefangen worden. Auch alsdann hätte es ja nur von ihm abgehangen, wenn er durchaus nicht länger hätte leben wollen, sich nicht zu ergeben, sondern sich lieber, wie Leonidas, mit allen den ihn begleitenden Helden niederhauen zu lassen. Und für welche andere Gelegenheit er das Pulver aufgehoben hätte, kann ich nicht einsehen. Mit einem Wort, ich kann, obschon vielleicht sehr irrig, den Gedanken vom Selbstmorde mit dem Charakter des Königs durchaus nicht zusammen reimen. Eine andere Sache, die ich eben so wenig im Stande bin mit Gewißheit auszumachen, das ist die Frage: Ob der König in der Politik hier und da wirklich große Staatsfehler begangen hat? Ob er nicht

viel-

vielleicht schon den Dresdner Frieden, viel vortheilhafter für sich und dauerhafter hätte machen können? Ob er nicht den, seinen Ländern so schwer zu heilende Wunden schlagenden, und ihm, seinen Ruhm ausgenommen, gar nichts einbringenden siebenjährigen Krieg ganz hätte vermeiden können? Ob er nicht die französische Allianz der englischen hätte vorziehen sollen? Ob er sich nicht bei der letzten Theilung von Polen durch Uebereilung geschadet? Ob er nicht die nachher erfolgte nähere Verbindung zwischen Rußland und Oesterreich hätte hindern können und sollen? Ob der mit so vieler Mühe zu Stande gebrachte deutsche Fürstenbund im Grunde recht viel mehr als ein schöner Traum war? Dies alles sind Dinge, welche nur die Staatskunst ganz ergründende Männer entscheiden können, und die sich auch nur erst nach Menschenaltern entscheiden lassen.

Daß Friedrich als General hier und da sehr große Fehler machte, hat er mehr als einmal selbst eingestanden. Wie sehr z. B. schadete er seiner Armee dadurch, daß er ihr die bei Pirna gefangenen Sachsen auf die Art einverleibte, wie er es that. Wäre er ganz anders dabei zu Werke gegangen, und hätte die Infanterie nicht Regimenterweise zusammengelassen, so hätte er durch diesen einzigen Entschluß 10000 sehr brauchbare Soldaten, davon die meisten ihm gern gedient hätten, mehr bei seiner Armee behalten. Die Disposition zur Schlacht bei Prag war so fehlerhaft, daß der Feldmarschall Schwerin ihm alle die übeln Folgen derselben vorhersagte, und ihm sogar bewieß, daß er, auch nach dem entscheidendsten Siege doch keinen wahren Vor-

theil

theil erhalten könnte. Noch in dem Augenblick seines Heldentodes, rief er dem König in dem Getümmel zu: Sire! ce sera ici le tombeau de votre infanterie.

Jeder andere General wenn er sich, so wie der König bei Hochkirchen, von allen Vorposten benachrichtiget, von allen feindlichen Deserteurs einmüthig versichert, daß er würde angegriffen werden, am hellen Morgen hätte überfallen lassen, würde gewiß diesen Fehler der Kriegskunst mit dem Verlust seines Kopfes haben bezahlen müssen. Wem anders als einem gekrönten Feldherrn, der mit seiner Armee wie mit seinem Eigenthum handeln kann, würde man es verziehen haben, ein Corps von 16000 Mann so zu abandoniren und dem Feinde gleichsam in die Hände zu führen, als wie das mit dem Finkschen bei Maren geschah? Freilich hätte sich Fink wohl durchschlagen sollen und müssen; aber das Corps wäre darum nicht minder verloren gewesen. Wie viel kostete der preußischen Armee die übereilte Hitze des Königs bei Kunnersdorf? Der General Wunsch, ein bloßer Parteigänger, und gewiß in keinem Betracht dazu gemacht, mit dem König verglichen zu werden, hatte hier die Sache weit besser gefaßt wie er, und ihm während der Bataille einen Entwurf zugeschickt, der, wenn ihn der König befolgt, der Sache eine viel vortheilhaftere Wendung gegeben hätte. Wie wenig kunstmäßig war die Belagerung von Dresden geführt? Man verbrannte die Häuser und ließ die Festungswerke unbeschädigt, die von so weniger Erheblichkeit waren, daß am fünften Tage der Belagerung das Freibattaillon von Meyer

schon

schon mit so glücklichem Erfolg Sturm laufen konnte, daß es bis an die Zugbrücke des Pirnaischen Thors vordrang; weil man aber den Sturm nicht unterstützte, wieder zurückgeworfen wurde. Ohne Ziethen, oder vielmehr wenn der Feldmarschall Daun nicht wäre verwundet worden, und der General Odonell aus übeln Willen oder aus Unwissenheit den Damm des sogenannten großen Teiches nicht hätte unbesetzt gelassen, war die Schlacht bei Torgau verloren.

Von dem Benehmen des Königs im baierschen Erbfolgekriege, sag' ich gar nichts, weil er sich selbst in einer schon längst allgemein bekannten Unterredung mit dem General von Backhof darüber, wenn ich so sagen darf, gerechtfertigt hat. So viel aber bleibt wohl ausgemacht, daß diejenigen, welche die damaligen Anstalten bei der preussischen Armee sahen, unmöglich glauben konnten, daß noch eben der Mann an ihrer Spitze stand, der sie in dem vorigen Kriege so glorreich geführt hatte.

Aber aller dieser meiner Bemerkungen ohnerachtet, die hier und da eine schwache Seite des Königes bemerken lassen, rufe ich doch das ganze menschliche Geschlecht auf, und frage: wer unter euch nennt mir einen Regenten, der einen Vergleich mit diesem aushalten kann? Wer nutzte je seine Zeit besser, wie er? Wer ging je auf eine so weise Art sparsam mit diesem anvertrauten Gute um? Wer hat je das geleistet, was er beinahe ein halbes Jahrhundert durch leistete? Mit Wahrheit kann man sagen: er verschwendete oder misbrauchte

brauchte auch nicht einen Augenblick seines ruhmvollen Lebens. Nur wenige Stunden davon brauchte er für sich und zu seinem Vergnügen; alle übrigen gehörten dem Staate oder der Erfüllung einer Regentenpflicht. Ihn trieb nicht innerliche Unruhe von einem Lustschloß zum andern. Nicht, wie viel andere große Herren, durchritt und durchfuhr er seine Länder aus langer Weile. Wollte er von Landeseinrichtungen nähere Erkundigungen persönlich einziehen, so reisete er langsam, sprach mit einem jeden Sachverständigen, wes Standes er war, wie dieses seine mit einem Amtmann gehabte Unterredung beweißt, die Gleim bekannt gemacht hat. Er verdarb nicht den Vormittag mit Aus- und Wiederankleiden, er verschwendete nicht ganze Stunden auf der Parade oder in einem dumpfigen Exerzierhause. Er verträumte nicht jede Woche an einem gewissen festgesetzten Tage drei bis vier Stunden in einem sogenannten geheimen Rathe: sondern er sprach kurz und nur immer der Sache angemessen mit dem Minister, zu dessen Departement sie gehörte. Er ritt nur in den Stunden, wenn er keine anderen Geschäfte versäumte, aber nicht täglich drei-, viermal, spazieren. Kein Günstling, keine Maitresse, keine leere Hofetiquette raubte ihm einen Augenblick Zeit, jede Minute hatte ihre eigene Bestimmung; anstatt daß die meisten übrigen großen Herren ihre Stunden mehrentheils so zubringen, daß sie in dieser ängstlich sorgen, womit sie die folgende vertreiben wollen.

Alles, was er that, that er mit Leib und Seele; war er beim Manövriren, so sahe er nichts als das

Manöver, bekümmerte sich nicht um die Zuschauer, noch weniger ritt er umher, um den die Sache nicht einmal verstehenden Leuten ihren Beifall gleichsam abzubetteln oder abzuzwingen. Sprach er in Geschäften, so unterhielt er sich nicht von Stadt- oder Paradeneuigkeiten, Bauangelegenheiten oder andern der Sache fremden Dingen, sogar in seinen Vergnügungen, als z. B. in seiner Musik und in dem gesellschaftlichen Umgange mit seinen Freunden herrschte eine Art von planmäßiger Ordnung.

Eben so regelmäßig war seine alles übertreffende Thätigkeit. Er war unablläßig beschäftigt, doch war diese seine Thätigkeit nie krampfartig, wie sie es bei mehrern seiner unglücklichen Nachahmer gewesen ist. Er baute nicht, um wieder niederzureissen, oder das Angefangene unvollendet liegen zu lassen. Er verwirrte die Geschäfte nicht durch die unseelige Sucht, alles selbst thun zu wollen, die bei schwachen oder gar verschobenen Köpfen einiger großen Herrn oft mehr schadet, als die Trägheit anderer, die gar nichts thun wollen. Der König überließ ein Geschäft völlig demjenigen, dem er es einmal aufgetragen hatte: sahe nur immer auf das Ganze und hinderte den Fortgang der Sache nicht dadurch, daß er täglich eine Abänderung darinnen machte. Er ließ dem, dem er etwas anvertraut hatte, nie Mistrauen merken; im Gegentheil liehe er ihm lieber zuweilen unvermerkt seinen Kopf, um ihn nur in Ansehen zu erhalten. Er überschwemmte seine Armee nicht mit Ordres, in welchen er das schon Befohlene entweder hundertmal wiederholte,

holte, oder durch einen neuen Befehl wieder aufhob: wie das immer der Fall in manchen Diensten ist, wo man alle Jahr ganze Bücher mit lauter gegebenen Ordres vollschmiert.

Er scheute alle Neuerungen; Veränderungen an Montirungen und andern kleinen Formalitäten waren weit unter seiner Würde und unter der, die er seiner Armee zu geben bemüht war. Er wußte zu gut, daß jede, es sey auch nur die geringste Abänderung in einem Staat, immer Misvergnügte macht und auf kurze oder längere Zeit immer eine Art von Verwirrung nach sich zieht. Er scheute deswegen besonders alle Neuerungen, weil er als ein so erfahrner Kenner der Menschen nur zu gut wußte, daß man diese, oder wenigstens den größten Haufen derselben nur dann am besten brauchen kann, wenn ihnen das, was sie zu thun haben, aus langer anhaltender Gewohnheit gleichsam zur andern Natur geworden ist.

Er verstand die große Kunst, Mißbräuche abzuschaffen, ohne sie zu verbieten, und nützliche Sachen einzuführen, ohne wie sein Zeitgenosse Joseph ganze Rieße von Verordnungen zu geben. Er hat z. B. nie ein Gesetz über Toleranz gegeben; und doch übte man sie in keinem Lande in der Welt mehr aus, als in dem seinigen. Ohne jemals eine einzige Ordre darüber gegeben zu haben, hatte er in seiner Armee eine ganz andere Lebensart und Ton gebracht, als der war, der beim Antritt seiner Regierung darinnen herrschte. Alles folgte seinem Exempel, natürlich nicht mit gleichem

Glück, aber alles suchte doch in feinerer Lebensart, in Erlernung mehrerer Kenntnisse und feinerer Sitten, als man sonst gehabt hatte, ihm ähnlich zu werden. Alles in seinem Lande war arbeitsam, wie er; in allen Geschäften herrschte, so wie in den seinigen, die pünktlichste Ordnung; alle Sachen wurden, so wie von ihm, so geschwind als möglich beendigt.

Der König ließ, wenn er nicht ungerecht seyn wollte, gern dem Verdienste eines jeden Gerechtigkeit wiederfahren: er wollte nicht, so wie mancher andere Fürst sich in allem zum Muster vorstellen. Wie sehr oft hat er dem geheimen Rath Brenkenhoff gesagt: „Wenn ich nur so rechnen könnte wie er.“ Als er bei einer preußischen Revüe das Bosniaken Corps das sogenannte türkische Manöver machen sah, sagte er voller Freude zu dessen Kommandeur: „Mein lieber Hallecius, er und seine Kerls haben den Teufel im Leibe mit reiten; es ist mir sehr lieb, daß ich nichts mit ihnen zu Pferde zu theilen habe; da würde ich verflucht schlecht weg kommen.“ Mancher andere große Herr, der sich zwar nicht bis auf die Weite eines Kanonenschusses herbeizukommen getraut hätte, hätte so etwas gewiß nach geendigtem Manöver nicht gesagt, sondern lieber glauben lassen, er könnte das alles eben so gut mitmachen.

Ich glaube mich nicht ganz zu irren, wenn ich behaupte: daß vortreflicher Gebrauch der Zeit, pünktliche Ordnung in allen Geschäften, unermü-

dete aber immer zweckmäßige Thätigkeit, unerreichbare Kunst die Herzen zu gewinnen, das waren, wodurch Friedrich sich den Ruhm erwarb, den seine Feinde selbst ihm zugestehen müssen, den noch nie ein Mensch, vielweniger je ein König ererwarb, den alle Nationen bewundern, der nie verlöschen wird, und wenn seine Geschichte so alt seyn wird, daß man sie eher für ein altes Heldengedicht, als für wahre Erzählung wirklich geschehener Dinge halten wird.

Zwölfter Brief.

Nun habe ich Ihnen, liebster Freund, die mir durch einen langen und vertrauten Umgang mit Personen, die den großen Friedrich sehr genau gekannt hatten, bekannt gewordnen Hauptzüge seines Charakters entworfen. Er war nicht vollkommen, denn kein Mensch auf der Welt ist es. Aber seine Fehler waren gering, und seine Tugenden groß. Um ihn recht zu würdigen muß man zwei Dinge bedenken. Erstlich daß er ein König war. Wie schwer es einem Menschen seyn muß, dessen Wille allgemeines Gesetz ist, gar niemals seinen Leidenschaften, Launen und ungerechten Einfällen den Zügel schießen zu lassen, kann man sich leicht vorstellen. Ja es ist vielmehr zu bewundern, daß es bei den meisten Regenten nicht noch ärger geschieht. Indeß

deß hat doch Friedrich in diesem Betracht den Vorzug vor allen andern. Ein solcher König, wie er, ist gewiß noch nie gewesen. Zweitens ist es freylich schlimm, daß jede Leidenschaft, Schwachheit und Laune eines Königs einen solchen fürchterlichen Einfluß auf das Glück der Menschen hat, die unter ihm stehen, und ihnen Leib und Leben, Ehre und Vermögen kosten kann. Wäre das nicht, so hätte man Friedrichs Launen und Fehler kaum bemerkt. Indeß wenn seine Vorurtheile und seine Launen einige hundert Menschen um ihr zeitliches Glück gebracht haben; wenn seine bisweilen kleinliche Eitelkeit ihn bewog wirklich grosse Menschen mit Undank zu belohnen und zu verkennen, so muß man bedenken, daß die Laster von andern Regenten Menschen zu tausenden um ihr Leben, um ihre Freiheit, oder wenigstens um ihr Vermögen gebracht haben.

Aus dem, was ich Ihnen bis hieher geschrieben habe, könnten Sie genug sehen, was ich von den Zimmermannschen Fragmenten halte, ohne daß ich Ihnen brauchte meine Meinung darüber besonders zu sagen. Denn freilich Zimmermann und Friedrich der Einzige passen so wenig zusammen, als der große englische Staatsminister Pitt und sein Schneider. Beide standen so lange in Verbindung mit diesen Menschen, als sie ihre Dienste brauchten, aber länger nicht. Indeß mag freilich wohl Friedrich, in einer Anwandlung von Langerweile, die auch den weisesten Menschen bei einer schweren Krankheit wohl einmal plagen kann, mehr mit Herrn

Zimmermann geplaudert haben, als das Geschäft erfoderte, warum er ihn holen ließ. Dieser Arzt, den seine Eitelkeit viel ärger quälen muß, als seine schlimmsten Patienten ihr Kopf- oder Bauchweh, hat dies alles seinen persönlichen Verdiensten zugeschrieben, und es durch sein Buch bewerkstelligen wollen, daß man sich ihn und den großen Friedrich en parallèle denken möchte. „Wenn dies Buch, sagen Sie, weniger Aufsehn gemacht, und nicht durch alle kleinen Posaunen des augenblicklichen Rufs so gepriesen worden wäre: so möchte es besser seyn, seiner, so wie ich thun wollte, nur obenhin zu erwähnen; allein, um zu verhüten, daß man sich wegen dieses Rufs nicht dadurch blenden lasse, und nicht, zum Schaden des gesunden Menschenverstandes, Friedrichs Thun und Lassen und seinen ganzen Charakter aus einem falschen Lichte betrachte, wünschen Sie, daß ich Ihnen meine Gedanken davon schreibe.“ Sie mögen darin wohl nicht unrecht haben, und ich will Ihnen also willfahren.

Lassen Sie uns erst nur einen Augenblick sehen, worauf Herr Zimmermann seine, der Welt so gern eingeredete Vertraulichkeit mit Friedrichen gründet. Auf weiter nichts, als daß der König, der von seinem vermuthlich auf Verdienste gegründeten Ruf als vortreflicher Arzt gehört hatte, ihn rufen läßt; er zu ihm reist, ihm ein Recept verschreibt, was ihm jeder Compagnie-Feldscher hätte verschreiben können, und dafür 2000 Rthlr. bekömmt. Bei Gott! das ist, deucht mich, eine Sache, die weder die

Neugier, noch weniger der Neid von ganz Europa, vielleicht einige Aerzte höchstens ausgenommen, hätte erregen können, wie uns der hannöversche Arzt überreden will. Man muß auch erstaunlich fromm, oder ganz jämmerlich schwach seyn, wenn man, um einem Kranken ein gelindes Laxativ zu verschreiben, so ein Gebet zum Himmel schickt, wie Herr Zimmermann gethan haben will, als er zum König gerufen ward. Wie unkräftig noch dazu dies Gebet blieb, hat der Erfolg leider nur zu deutlich gezeigt.

Die Welt hätte indeß dem schreibsüchtigen Zimmermann das doch zu gute gehalten, und wenn er ihr noch umständlicher erzählt hätte, wie ihm bei der für einen Arzt so gewöhnlichen Unterredung zu Muthe war, und was seine Frau und seine Freunde dazu gesagt hätten. Die Welt war damals, als jene Unterredungen erschienen, noch so begierig, alles, was auch nur die geringste Beziehung auf Friedrichen hatte, zu erfahren; daß sie es mit Danke angenommen hätte, sich von Herrn Zimmermann erzählen zu lassen, wie die Polster aussahn, worauf des Königes Hände lagen; wie die Suppen, die er aß, bereitet wurden; und wie sich der König auch auf dem Nachtstuhle ausnahm. Es hätte vielleicht gar Menschen gegeben, die alle die schönen Dissertationen, die der arme kranke Monarch mit einem ihm zeithero ganz fremden, auf einmal aber zum Vertrauten gewordnen Doctor hielt, bewundert hätten. Nur wenigen, die den König gut kannten, würde es eingefallen seyn, daß sich

wohl viel Dichterisches in diese Unterredungen gemischt haben möchte. Allein das ist gar zu arg, und jedem nur einigermaßen vernünftigen Menschen unausstehlich gewesen, daß dieser medicinische Ritter sich durch den so abgenutzten und von so manchem Geheimnißkrämer gebrauchten Knif wichtig zu machen sucht, daß er spricht: Dieses darf ich nicht sagen. Ein vernünftiger und ein ehrlicher Mann prüft, ehe er etwas wieder erzählt, die Sache ganz. Enthält sie Geheimnisse, die ihm sind anvertraut worden, und das war hier unmöglich doch der Fall, oder Dinge, die dem Wiedererzähler Verdruß machen könnten, so schweigt er ganz davon; alles übrige erzählt er genau und treu. Nur das Kind sagt: Ich weiß was, ich sage es aber nicht; oder der Marktschreier prahlt mit Geheimnissen, die er nicht weiß.

Warum war nun der im Schreiben unermüdete Zimmermann nicht damit zufrieden, daß er uns allen erzählt hatte, wie er in wenig Tagen der vertraute (ach wollte Gott, lieber der heilende!) Arzt des Königs geworden war? Warum mußte er uns noch mit einem Producte seiner Hand (sein Kopf kann unmöglich vielen Antheil daran haben) heimsuchen? In diesem neuen dicken Buche besteht alles übrige, außer seinen wieder darin aufgetischten Unterredungen in folgendem: Ausgeschriebne Gedanken aus dem Guibert; entweder alte schon bekannte, oder höchst gewagte und unwahrscheinliche, oder endlich ihm absichtlich in den Mund gelegte

Anekdoten; Widerlegungen, das heißt bei ihm Schimpfreden wider Mirabeau; Unaufgeklärtes Geschwätz über Aufklärung, wobei er seine ganze Ritterwürde vergißt, indem er (um mich eines seiner Ausdrücke zu bedienen) wie ein Karrenschieber auf so viele verdienstvolle Gelehrte schimpft, und endlich, welches wohl seine Hauptsache ist, ein Brief, den die Rußische Kaiserin an ihn geschrieben hat. Was dieser in den Fragmenten über Friedrichen eigentlich soll, läßt sich freilich nicht leicht einsehen. Vermuthlich sollte es die Welt schlechterdings wissen, daß die Kaiserin ihn für den Mann halte, für den und durch den sie sich als Gelehrte, als große Frau zeigen wollte. Lachen Sie nicht darüber. Wer weiß was diese Monarchin zu befürchten gehabt hätte, wenn dieser Arzt mit einemmale alles erzählt hätte, was ihm Friedrich in jenen vertraulichen Stunden sagte. Vielleicht meinte der Ritter auch auf diese Art durch einen kleinen Umschweif zu zeigen, was er, selbst den höchsten Häuptern in Europa, für ein wichtiger Mann sey. Ich hoffe indeß immer noch, daß das kommen soll. Denn obgleich Hr. Zimmermann so lächerlich darüber eifert, daß die Verf. der Berliner Monatschrift, die er sehr witzig (wie würde Friedrich sich gefreuet haben, wenn er ihm noch den schönen Einfall gesagt hätte!) die blauen Wische nennt, ihre Arbeit nicht umsonst verrichten: so hat mich doch sein Verleger versichert, daß er ihm seine Fingerarbeiten sehr gut bezahlen müsse. Vielleicht reissen dieser oder andere Bewegungsgründe einstens das Siegel der Verschwiegen-

heit auf, das er noch bis jetzt auf alle die Geheimnisse, die ihm Friedrich anvertraut hat, gedruckt hält.

Doch im Ernste: wenn uns dieser sonst verdienstvolle, nur jetzt von sich und seiner äskulapischen Ritterschaft berauschte Mann wieder einmal mit seinen Arbeiten unterhalten will, so wähle er doch einen Gegenstand aus seiner Sphäre. Er hat ja als Philosoph und als erfahrner Arzt ein weites Feld für seinen Geist. Aber mit seinen Privat-Korrespondenzen, mit seinen geheimen Kenntnissen in der Staatskunst, und am allermeisten mit seinen ihn so erniedrigenden Schimpfwörtern mag er uns verschonen. Es thut mir immer empfindlich leid, wenn ich sehn muß, daß ein Gelehrter, ein berühmter Mann sich bis zur Sprache des niedrigsten Pöbels herabläßt, und sich dadurch in den Augen der ganzen vernünftigen Welt um alle Achtung bringt. Wenn schimpfen widerlegen wäre, dann behielte nie ein Fischweib unrecht; und wahrhaftig auch selbst die könnten noch etwas vom Hrn. Leibarzte und Ritter Z. lernen. Wenigstens ist dieses das einzige, was der aufmerksamste und lehrbegierigste Leser aus seinen Fragmenten erlernen kann.

Der König war so fest in seinen Entschließungen und dergestalt sich seiner Kräfte bewußt, daß er entscheidenden Vorfällen ruhig entgegen sahe.

Nachdem den 30. Junius 1762 der General Tschernitschef mit einem Corps Russen zum Könige gestoßen war; so setzte sich nach einigen Tagen die vereinigte Armee in Marsch, und rückte dem Feinde entgegen, welcher sein Heer vom Zotenberge gegen Schweidnitz zu ausdehnte. Die Preußische Armee lagerte sich im Angesichte des Feindes und blieb die Nacht unter Gewehr. Es durften keine Zelter aufgeschlagen werden. Der Feind mußte nun entweder seine Stellung in der Nacht verlassen, oder am Morgen einen Angriff erwarten. Es erfolgte das erstere. Der König kam bei einbrechendem Abend vor das Regiment Gens d'Armes geritten, und brachte die Nacht in Gesellschaft des Generals, Grafen von Schwerin, damaligen Chefs des Regiments, zu, mit welchem er, in seinem Mantel eingehüllt, auf einem grünen Rasen-Flecke ruhete. Der Feldprediger des Regiments ging vorbei, und bemerkte den König in der Dunkelheit nicht. Der Monarch redete ihn an: Wer ist er?

Feldp. Ich bin der Feldprediger von den Gens d'Armes.

König: Wie ist sein Name?

F. Lachmann.

K. Ich habe ihn schon gesprochen, er ist für ein solches Regiment noch sehr jung.

F. Ich bin 29 Jahr alt. Man muß jung seyn, wenn man noch Kräfte und Gesundheit genug haben will, einem Regimente im Felde zu folgen. Die Studirenden, welche ihre Zeit zwischen Papieren und Büchern zubringen, opfern ihre Kräfte eher auf, als andere, die mehr für den Körper leben können.

K. Auf welcher Universität hat er studirt?

F. In Halle.

K. Was waren damals für Gelehrte da?

F. Maier, Baumgarten, Wolf.

K. Wer ist Maier?

F. Ein Philosoph und besonders ein Moralist.

K. Von dem wird er wenig gelernt haben. Hat er nicht Wolfen gehört?

F. Ja, aber wenig, er war damals nicht mehr in seiner ganzen Thätigkeit.

K. Was hat er von ihm gelernt?

F. Ich habe einen Cours de philosophie bei ihm gehört, der mir wenig genutzt hat.

K. Sag' er mir etwas daraus.

F. Das Resultat aller vorgetragenen Systeme war: Die Philosophie bestehet aus Meinungen, es ist nichts gewisser als die Mathematik. Jene ist den Modetrachten ähnlich, sie ändert sich, nach-

dem das Jahrhundert seichte oder denkende Köpfe erzeugt. Und doch bleibt sie auch immer dieselbe. Einsmals ließ er sich aus: Ich bin noch nicht weiter gekommen als die Alten. Aber ich habe dahin gearbeitet, ihre Meinungen durch Beweise zu Wahrheiten zu erheben.

K. Ja er hat Leibnitzen gewässert. Nun weiter.

F. Das principe von der zureichenden Ursache hat Anaxagoras und Epicur schon gehabt. Alle Begriffe kommen ursprünglich durch die Sinne in die Seele, das hat Cicero, wie auch Epicur und andere schon behauptet.

K. Kennt er den Engländer Locke? Was meint der?

F. Er erweißt diese Behauptung aus Gründen, welche nicht zu widerlegen sind.

K. Zum Exempel?

F. (Führt verschiedenes vom Locke aus dem Gedächtnisse an, und muß sich darüber auslassen, weil der König einiges sehr scharfsinnig widerlegte).

K. Da hat er Recht. Wer war mehr in Halle?

F. Baumgarten, der Theologe.

K. Hat er den verstanden?

F. Einiges.

K. Da hat er also wohl auf Universitäten wenig gelernt, wie die meisten Herren von Euch?

F. Ich muß es eingestehen. Ich bin daher auch gar nicht für das so kostbare Studiren auf Universitäten.

K. Nun, Herr, wie untersteht er sich denn zu predigen. Die Theologen werden ihn in den Bann thun.

(Hier unterbrach der General Graf von Schwerin die Unterhaltung durch ein Lob seines Feldpredigers).

K. Was predigt er denn den Leuten?

F. Ich ermahne sie zur Gottesfurcht, zur Treue, Gehorsam, Geduld, und zeige ihnen die Mittel, sich bei allen ihren Schicksalen zu beruhigen.

K. Aber, wo hat er denn das gelernt?

F. Ew. Majestät vergeben, ich bin nicht für das Studiren auf Universitäten nach teutscher Sitte. Meine eigne Erfahrung hat mich zu diesem Grundsatze geleitet. Unsere Schulen sind nützlicher, wenn sie nur alle gut eingerichtet und mit Lehrern besetzt wären, die Kenntniß und Vortrag haben. Ich bin bis ins 21te Jahr auf dem Berlinischen Gymnasio nach dem Zeugnisse meiner damaligen Lehrer fleißig gewesen. Dadurch war mir der Weg gebahnt, aus den Schätzen gelehrter Schriftsteller etwas für mich zu erborgen, und durch ihre Handleitung zum eigenen Forschen angeführt zu werden.

K. Was

K. Was hat er denn gelesen?

F. Die Werke der ältern und neuern Philosophen, die Kirchenväter und die Theologen nach der Reformation. Vornehmlich habe ich die Bibel fleißig gelesen.

K. Schwerin sagt aber, daß er ein guter Redner sei. Nach was für Mustern hat er sich denn gebildet? Nach dem Cicero?

F. Vergeben Ew. Majestät, er schickt sich nach meiner Meinung nicht zum Muster für einen christlichen Redner. Ich habe auch seine asiatische Weitschweifigkeit nie geliebt; mehr den Plinius. Vornehmlich aber habe ich mir die französischen Redner zu Mustern erwählt.

K. Nenn' er sie mir doch.

F. Masillon, Bossuet, Saurin, Flechier.

K. Herr, da hat er Recht. Die teutsche Beredsamkeit ist noch sehr schwerfällig. Glaube er nur, wenn man was ausrichten will, so kömmt viel darauf an, wie man seine Sache vorstellt. (Sr. Majestät ließen sich über diese Materie weiter aus, und behaupteten, wie viel die Feldprediger bei der Armee Nutzen stiften könnten, wann sie recht viel Patriotismus hätten, und setzten hinzu:) Herr weiß er wohl, was die griechischen Redner ausrichten konnten? Warum könnt ihr das nicht?

F. Wir haben sehr wirksame Redner, Moralität und Cultur des Volks zu befördern. Aber die Wirkungen sind weder so sichtbar, noch so schnell, als wenn Demosthenes die Griechen zum macedonischen Kriege beredet. Unser Zweck ist nicht das Volk zu erregen, wir verlassen uns auf die Kraft der Wahrheit selbst, die wir vortragen, und wollen nur Nachdenken erwecken.

K. Hat er denn die Griechen gelesen?

F. Ich bin schon in meiner Jugend dazu angeführt worden. In den itzt aufgehobnen Cantonnirungs-Quartiren habe ich den Xencphon gelesen.

K. Was ist ihm darinn merkwürdiges vorgekommen?

F. Der Rückzug der zehntausend Griechen.

K. Bring' er mir etwas davon ins Gedächtniß. (Folget eine kurze Erzählung einiger Begebenheiten.)

K. Also waren diese doch brav, und hatten keinen Feldprediger bei sich.

F. Ich habe freilich nichts davon aufgezeichnet gefunden. Die Idee von ihren Göttern war aber mit ihrer Vaterlandsliebe zusammen geflochten. Xenophon war wenigstens zugleich ihr Anführer und ihr Religionslehrer, das zeigen seine Reden.

K. Wie lange dient er schon?

F. Seit den Winterquartiren bei Freiberg. (Hier nahm der Feldprediger Gelegenheit, dem Könige für ein nach der Bataille von Liegnitz ihm gemachtes allergnädigstes Geschenk zu danken. Und dadurch ward die Unterredung abgebrochen. Auch nahte der Morgen heran. Der König, dessen vortrefliches Gedächtniß zu seinen großen Geistesfähigkeiten gehörte, vergaß ihn nicht, redete ihn öfters auf dem Marsche an, und erinnerte sich seiner auch nach dem Frieden bei jeder Gelegenheit.

Auf einer Reise des Königs nach Preußen, hielt bei dem Umspannen der Pferde ein gewisser Landrath von M. den der König noch nicht kannte, weil er erst seit vier Monaten diese Charge erhalten hatte, er fragte ihn also: „Wer ist er?“ Ich bin der Landrath v. M. antwortete dieser.

Der König: Wo ist denn v. S.?

Der Landr. Ihro Majestät, er ist gestorben.

Der König: Das ist Schade, er war ein guter Mann. Nun wird er fort müssen.

Der Landr. Ich bin nur gewohnt zu folgen und nicht voran zu gehen.

Obgleich der König sahe, daß es diesen v. M. verdrossen hatte, so lächelte der Monarch doch und

schien als bemerke er es nicht, sondern erwiederte: „Er hat Recht, Ich werde mir meinen Rang nicht nehmen lassen.

Bei einem Marsch, kurz vor der Liegnitzer Bataille, ritte der König neben der Infanterie, bey welcher die Bursche sehr lustig waren und sangen. — „Das ist brav," sagte der König im Vorbeireiten, „das gefällt mir." Ein Bursche von dem Regiment von K. versetzte in der Geschwindigkeit: Ja, Ihro Majestät, uns geht es wie den Zigeunern, wenn sie nichts zu essen haben, dann singen sie. „Und was macht ihr denn, wenn ihr zu essen habt?" fragte der König.

Dann stopfen wir uns den Mund, Ihro Majestät! dann können wir nicht singen.

„Das war recht geantwortet," versetzte der König, und ließ diesem Burschen zwei Rthlr. durch seinen Flügeladjutanten geben.

Als die Armee aus den Winterquartieren von Breslau marschirte, so traf der König bei einem Infanterie-Regiment einen Musketier an, der seinen Tornister außerordentlich voll gepackt hatte, diesen fragte der Monarch: „Hast du auch Unnöthiges in deinem Tornister, er ist ja sehr voll?

Der

Der Musketier: Ihro Majestät, freilich wohl manches Unnöthige, doch vor der Hand unentbehrlich; weil ich mich aber in diesem Winterquartier wieder herausgefressen habe und stark bin, so kann ich es wohl tragen.

Der König: Was hast du denn Ueberflüßiges, das vor der Hand unentbehrlich sey?

Der Musketier: Es ist lauter Eßwaare, und ich werde, ehe wir nach Böhmen kommen, noch so leicht werden als ein Seiltänzer.

Der König: Recht, mein Sohn, dieses Unnöthige verliert sich und deine Kräfte vermehren und erhalten sich.

Der große Friedrich besaß viel Menschenliebe und Mitleiden. Auf dem Marsche bei Oschatz vorbei wollte der König vom Pferde steigen, ein Reitknecht eilte also geschwinde herbei um dem Monarchen das Pferd abzunehmen. Der Reitknecht stieg ab, fiel aber, wegen seiner Eilfertigkeit, vom Pferde und zwar mit dem Gesichte auf einen Stein, daß ihm sogleich das Blut zur Nase herausstürzte. — Da der König diesen Menschen bluten sahe, eilte er ohne Hülfe vom Pferde, und sagte:

„Aber, mein Gott! warum nimmst du dir nicht Zeit, siehest du wohl, nun hast du den Schaden. Du armer Schelm, du dauerst mich recht sehr!“

Hierauf befahl der König, daß sogleich ein Feldscherer (Feldchirurgus) herbeigerufen wurde, um dem Reitknecht die nöthige Hülfe zu leisten.

Der König kam im Jahr 1758 vom Recognosciren des Morgens sehr früh zurück, traf in dem rechter Hand liegenden Walde, bei welchem er dicht vorbei ritte, zwei Dragoner-Unterofficiers die vom Leder gezogen hatten und sich duellirten. Der Monarch ritt schnell auf sie zu und sagte:

„Was macht ihr Schlingels hier?"

Diese beyden Duellanten waren vor Schreck beynahe des Todes, standen wie Bildsäulen und wußten kein Wort herauszubringen, da sie den König so unvermuthet zu sehen bekamen.

„Gleich steckt euere Degens ein," rief er ihnen zu, „und vertraget euch, sonst lasse ich euch gleich arretiren und sage es euerm General."

Während der Zeit hatten sie sich etwas von dem Schreck erholet, steckten ihre Degens ein und baten den König auf das wehmüthigste, es nur nicht ihrem General bekannt zu machen, sonst würden sie gewiß beyde degradirt. Der König lächelte über ihre Aeuserung und sagte:

„Wenn ihr rechtschaffene Kerls seyd, so werdet ihr eure Degens gegen den Feind gebrauchen, nicht aber gegen eure Kameraden: denn ihr seyd Brüder.

Gleich umhalset und küsset euch und vertraget euch als Brüder.“

Sie baten nochmals um Gnade und versicherten, es in ihrem Leben nicht wieder zu thun. Der König ritt hierauf fort und ließ sie ganz ruhig gehen. Nach Verfluß von einigen Wochen, da er bei dieses Regiement während des Marschirens kam, ritt Friedrich der Große ganz langsam neben dem Regiment, um jedes Glied genau übersehen zu können, endlich traf er den einen Unterofficier an und fragte:

„Wo ist sein guter Freund, sein Kamerad? Er versteht mich doch wohl?“

O ja, Ihro Majestät, er ist noch gesund und reitet bei dem zweiten Zuge.

Der König erkannte ihn sogleich, da er an diesen Zug kam, und fragte ihn:

„Wie geht es ihm seit der bewußten Waldgeschichte?“

Dieser entfärbte sich und sagte ganz erschrocken:

Recht gut, Ihro Majestät!

Hierauf ließ der König den Commandeur des Regiments zu sich kommen und befohl, daß man diesen

beiden Unterofficiers jedem zwei Friedrichsd'or geben solle, welche er im Hauptquartier wieder von ihm zurück erhalten solle.

Nach der Liegnitzer Schlacht ritt der König neben dem Regiment Gens d'Armes und sahe einen mit einem verbundenen Kopf. Er fragte einen Officier desselben Regiments und Kompagnie:

„Warum hat der Gens d'Armes den Kopf verbunden?"

Ihro Majestät, er ist bei der Bataille blessirt worden und will nicht im Lazareth bleiben; er läßt sich täglich bei dem Regiment verbinden und sagt: Es könnte vielleicht bald wieder was vorfallen, dann wäre er nicht da, daß er sich rächen könne.

„Das ist ein braver Soldat," versetzte der König, „er soll sogleich Unterofficier seyn und wenn auch keiner fehlt, ich zahle ihm das Tractament aus meiner Chatoulle und sage er dem Officier, der die Parole holen wird, daß er das bestimmte Geschenk für denselben empfange.

Der König hatte niemals Wohlgefallen an Narrenspossen und Schäkereien und ward zum öftern aufgebracht, wenn er dergleichen Betragen unter seinen Lakeien gewahr wurde. Ein Kammerlakei, der gerade die Wache hatte, wollte sich gern frisch pudern, indem sein Haar durch das Regenwetter viel gelitten hatte. Er ging deshalb auf das nächste Zimmer eines seiner Kameraden, wo aber noch mehrere gegenwärtig waren, bat um etwas Puder und zugleich um Erlaubniß sich bei ihm pudern zu können. Es wurde ihm das erstere gegeben und das andere mit aller Bereitwilligkeit zugestanden. — Während der Zeit, daß dieser sich also mit dem Pudern draußen beschäftigte, hatten seine Kameraden in eine Untertasse etwas Oel mit Ruß vermischt, gethan. Wie er also mit dem Pudern fertig war und in das Zimmer kam, bat er um ein Handtuch oder Serviette, um sich damit das Gesicht abwischen zu können. Einer aber von seinen anwesenden Kameraden erbot sich gleich, solches mit seinem bei sich habenden blauen Schnupftuch zu thun und sagte: Komm nur her, Brüderchen, ich will dir das Gesicht abwischen, es geht geschwinder, denn es ist die höchste Zeit, daß du zum Könige gehst. Hierauf wischte er ihm das Gesicht mit dem trockenen Tuch ab, fragte dabei den Wirth des Zimmers, ob nicht ein wenig Wasser da wäre, damit er den Puder an der Stirne und Seitenhaar besser abwischen könne. Hierauf ward dem Abwischenden die Tasse mit Oel und Ruß gezeigt und gesagt: da stände etwas Wasser in der Tasse. Er nahm sein Tuch, tunkte solches darein, ohne daß es der Gepuderte gewahr ward, wischte ihm

rund

rund um das Gesicht, so daß er einen schwarzen Strich von ohngefähr zwey Finger breit dicht an den Haaren erhielt, das übrige vom Gesicht aber blieb rein. Nun legte ein jeder Hand an ihn, damit er bald wieder angezogen würde, mit der öftern Versicherung, nun sey es die höchste Zeit. Hierauf eilte er nach dem Zimmer des Königs, und da derselbige hineintrat, so ward er diese bunte menschliche Figur gewahr, die ihm im Anfange zwar etwas Lächeln abnöthigte. Allein so gleich fragte er wieder ernstlich: „Was hast du mit deinem Kopf gemacht?“ Erschrocken erwiederte dieser Kammerlakei: Ihro Majestät, ich habe mich frisch gepudert, weil der Regen meine Haare zu Schanden gemacht hatte. —

„Und wer hat dich abgewischt?“

Ihro Majestät, ich, erwiederte dieser Kammerlakei.

Der König: Es ist nicht wahr, Schlingel, gestehe es, wer hat dich abgewischt? Sieh' einmal im Spiegel, wie du aussiehst.

Lakei: Ihro Majestät, mein Kamrad L. wischte mich ab und ich habe geglaubt, daß er mich mit einem nassen Tuch abwischte.

Der König: Geh' und wasche dich ab, schicke sogleich nach L. er soll herkommen.

Des Monarchen Befehl ward sogleich befolgt und in einigen Minuten erschien der Kammerlakei L. Kaum sah' der König diesem ins Zimmer treten, so ging er ihm schon sehr aufgebracht entgegen und sagte: „Aber, du Schlingel, warum hast du deinen Kamerad zum Narren gemacht? Würde es dir gefallen, wenn dich jemand so im Gesicht angestrichen hätte? Wenn ihr Schlingels dergleichen Narrenstreiche noch einmal unternehmet und ich erfahre es, so schicke ich euch alle unter das Garnisonregiment und lasse euch die Trommel umhängen. Darnach habt ihr euch zu richten.

Daß der König auch für seine Domestiken außerordentlich in Absicht ihrer Gesundheit besorgt war, davon könnten unzählige Beispiele angeführt werden.

Der geheime Kämmerer Martin wurde krank und verfiel endlich in eine Abzehrung. Alle Aerzte wandten theils aus Pflicht, theils auf Befehl des Monarchen alle ihre Kunst an, diesen Liebling Friedrichs des Zweiten wieder herzustellen. Endlich da sie sahen, daß nichts mehr helfen wollte, so riethen sie, daß er Frauenmilch trinken sollte. Der König gab also gleich Befehl, ein Paar dergleichen Frauen aufsuchen zu lassen, mit dem Versprechen: sie reichlich zu belohnen. Aber auch dieses half nichts, er mußte sterben. Während seiner Krankheit lag dieser Martin gerade über dem Zimmer

des Monarchen. Wenn der König nur einige Minuten übrig hatte, so ging er hinauf und besuchte ihn und sagte zum öftern:

„Ach, du armer Schelm, du mußt wirklich viel ausstehen, habe nur Gedult, es wird sich schon bessern, ist es nicht hier, so ist es doch gewiß dort.“

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kaltenborn, Rudolph Wilhelm von

Briefe eines alten Preussischen Officiers, verschiedene Characterzüge Friedrichs des Einzigen betreffend Mit Rücksicht auf das Zimmermannsche Werk über eben diesen Gegenstand
Bd.: [1]

Hohenzollern [i.e. Braunschweig] (1790)

Bor. 329 z-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015009-2
VD18 90027604